

Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 143 (1975)
Heft: 37

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Frage nach dem Amt in der Kirche

Die nachstehende Skizze wurde am 6. Juli 1974 anlässlich einer Tagung der «Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in den Kantonen St. Gallen und Appenzell» in der Heimstätte Schloss Wartensee vortragen. Der Wunsch nach einer eingehenderen Beschäftigung mit der Frage nach dem Amt hatte sich aus der Besprechung des Arbeitsdokuments «Für ein gemeinsames eucharistisches Zeugnis der Kirchen» ergeben (SKZ 141 [1973] Nr. 41, S. 629—638). Die einleitenden Ausführungen, die hier nicht wiedergegeben werden, erörterten darum den kirchlich-amtlichen Stellenwert und die Intention des Dokuments, stellten seinen Aufbau dar und wiesen besonders auf die Abschnitte hin, welche trotz der Ausklammerung der Amtsfrage als solcher wenigstens die Frage nach ihrer Bedeutung im Geschehen der Eucharistie berühren. An diese Einleitung schlossen sich die Darlegungen an, die auf Wunsch der Veranstalter im folgenden wiedergegeben werden. Sie stellen die persönliche Sicht des

Referenten, der Professor für neutestamentliche Wissenschaft, Homiletik und Katechetik an der Christkatholisch-theologischen Fakultät der Universität Bern ist, dar und bewahren nach Möglichkeit den Charakter des mündlichen Vortrags, der zu einer Aussprache anregen sollte. Auf Anmerkungen und Auseinandersetzungen mit Fachliteratur ist darum verzichtet. Hingegen stellte sich bei der schriftlichen Fixierung für den Druck an mehreren Stellen das Bedürfnis nach Präzisierungen und eingehenderen Begründungen ein, was einige Änderungen gegenüber dem mündlichen Vortrag zur Folge hatte. Zur Frage der apostolischen Sukzession wäre aus römisch-katholischer Sicht auch die Studie der Internationalen Theologenkommission «Der apostolische Charakter der Kirche und die apostolische Sukzession» zu beachten (SKZ 143 [1975] Nr. 32—33, S. 497—503). (Die Zwischenüberschriften sind von der Redaktion.)

Redaktion

daran, dass alle nach diesem Prinzip verfahren. Und dies wiederum liegt daran, dass es überhaupt keine andere Möglichkeit systematischen historischen Forschens gibt.

Aus dem NT ist die Geschichte des Amtes nicht vollständig rekonstruierbar

Dies gilt auch für die Nachforschung nach dem Amt im Neuen Testament. Dabei spielt der Umstand eine besondere Rolle, dass es nicht sehr viele Stellen gibt, in denen eindeutig von «Ämtern» die Rede ist. Und dort, wo dies der Fall ist, erfolgt die Erwähnung der «Ämter» häufig fast nur beiläufig. Selten ist ein grösserer Kontext vorhanden, aus dem sich sichere Näherbestimmungen gewinnen lassen, und nie steht die Frage nach den «Ämtern» thematisch im Zentrum systematischer Erörterungen. (Nebenbei: mit dem Ausdruck «Amt» soll immer gemeint sein, dass jemand in einer Gemeinschaft

1. Exegetisch-methodologische Bemerkungen

Sofern Exegese historische Forschung ist, arbeitet sie wie jede andere historische Forschung auf Grund des Analogieprinzips, d. h. sie benützt das heutige Verständnis von Welt, Mensch, Leben, ihren Zusammenhängen und Möglichkeiten als Kriterium für die Beurteilung, Einstufung und Verbindung der vorhandenen Überbleibsel und Quellen und für die Rekonstruktion der vergangenen Tatbestände, nach denen sie fragt. Da unser Verständnis von Welt, Mensch und Leben u. a. von den Ergebnissen der andern Wissenschaften, zum Beispiel der Psychologie,

mitgeformt wird, und da diese Wissenschaften ständig in Bewegung sind, ist unser Verständnis der Wirklichkeit ebenfalls immer in Bewegung und damit, von Quantifizierbarem abgesehen, auch unsere Sicht der Vergangenheit. Besonders deutlich wird dies, wenn ganz divergierende Sichten aufeinander treffen, wie etwa die bürgerliche und die marxistische. Dennoch bleibt diese Voraussetzung vielen historisch Forschenden unbewusst. Das wird daran liegen, dass es viele Forschungsgebiete gibt, bei denen sie kaum bemerkbar wird; vor allem aber

Aus dem Inhalt

Zur Frage nach dem Amt in der Kirche

1. Teil: Exegetisch-methodologische Bemerkungen und ekklesiologische Überlegungen.

Eidgenössischer Dank-, Buss- und Betttag 1975

Das Zweite Vatikanische Konzil — ein «Zeichen, dem widersprochen wird»

Fragen an das neue Messbuch

Der ausgefaltete Missionar

Ein Pionier kirchlicher Entwicklungsarbeit
20 Jahre «Brücke der Bruderhilfe».

Amtlicher Teil

in geordneter Weise mit irgendeiner Funktion oder Aufgabe derart betraut ist, dass er für die Ausübung und Erfüllung seiner Aufgabe verantwortlich gemacht werden kann.) Die historische Nachfrage nach Verständnis, Ordnung und Praxis der Ämter im Neuen Testament wird also besonders Schwierigkeiten begegnen. Grundsätzlich besteht das Problem zwar bei jeder historischen Untersuchung. Denn es gibt überhaupt keinen Tatbestand der Vergangenheit, der vollständig in der Überlieferung aufbewahrt wäre. Es bedarf immer der ergänzenden Rekonstruktion. Immerhin kann die Überlieferung einen sehr hohen Grad an Vollständigkeit aufweisen. In unserm Fall dagegen trifft, wie gesagt, eher das Gegenteil zu. Dies erschwert die Rekonstruktion und führt häufig dazu, dass exegetische Untersuchungen zu unserm Thema bei allerlei einzelnen Feststellungen ohne tiefer begründeten sachlichen Zusammenhang stehen bleiben. Es fehlt dann den Ergebnissen so sehr an Gewicht, dass nicht einzusehen ist, wie daraus etwas Verbindliches gefolgert oder aufgebaut werden könnte.

Man darf nicht zu früh auf bestimmte Kirchenverfassungen schliessen

Die selben Gründe und Umstände lassen auch die Wahrscheinlichkeit sehr gross werden, dass unbewusste Voraussetzungen mit ins Spiel kommen. Dafür ein Beispiel: In Apg 11,30; 14,23; 20,17 ist von «presbyteroi» die Rede. Aus diesem Plural wird häufig der Schluss gezogen, dass diese «presbyteroi» ein Kollegium darstellten und dass die betreffenden Gemeinden eine Presbyteralverfassung besessen hätten, worin dann ein Unterschied oder Gegensatz zur Verfassung paulinischer Gemeinden gesehen wird. — Nun ist gewiss nicht zu bestreiten, dass es sich so verhalten haben könnte. Indessen darf nicht übersehen werden, dass die blosser Möglichkeit als Begründung für die Behauptung, es sei so gewesen, bei weitem nicht ausreicht. Um mit hinlänglichen Gründen von einer «Verfassung» sprechen zu können, müsste man viel mehr wissen als die vorhandenen Aussagen bieten. Man müsste zumindest klare Auskünfte darüber besitzen, worin die Aufgaben der «presbyteroi» bestanden, wie das Verhältnis zwischen Gemeinde und «presbyteroi» geordnet war und wie es spielte. Und, um von einem «Kollegium» der «presbyteroi» sprechen zu können, müsste man Genaueres über die Strukturierung dieses Kollegiums wissen; sonst hat der Ausdruck «Kollegium» im Rahmen von Verfassung keine bestimmbarere Bedeutung. Dies alles lässt sich aber aus den vorliegenden Texten nicht herausholen, vor allem nicht aus dem Ausdruck «presbyteroi». Denn dies ist eben die

Schwierigkeit, die mit diesem Ausdruck verbunden ist, dass sich nicht nur im Neuen Testament, sondern noch Jahrhunderte später keine Unterlagen finden, die eine klare Bestimmung der Funktionen der «presbyteroi» mit den nötigen Abgrenzungen gegenüber andern Funktionen gestatteten. Auf Grund des zeitgenössischen Sprachgebrauchs lässt sich nur sagen, dass die «presbyteroi» im Sinne der oben gegebenen Definition irgendein «Amt» hatten, und daraus lässt sich mit grosser Wahrscheinlichkeit schliessen, dass die betreffenden Gemeinden auch eine bestimmte Struktur besaßen, weil ohne eine solche Struktur auch kein «Amt» im genannten Sinn möglich wäre. Darüber aber, wie diese Struktur und damit der Inhalt des Amtes beschaffen war, lässt sich, wenn man kritisch bleiben will, auf Grund der genannten Stellen nichts Näheres ausmachen. Es fragt sich darum, wie gewisse Forscher zu der relativ präzisen und weitgreifenden «Feststellung» einer Presbyteralverfassung gelangen und dafür nahezu einhellige Zustimmung finden konnten. Der Umstand, dass ihnen ihre Behauptung als selbstverständlich und als keiner nähern Begründung bedürftig erscheint, macht es wahrscheinlich, dass sie unbewusst dem Ausdruck «presbyteroi» eine Bedeutung geben, die aus spätern konfessionell bestimmten Konzeptionen und Polemiken stammt oder negativ am Gedanken einer «Episkopalverfassung» orientiert ist, der ebenfalls aus spätern Zeiten stammt. Solche Verfahren sind kritischer Forschung unerlaubt. Sie werden natürlich nicht absichtlich durchgeführt; sie passieren. Das Analogieprinzip verführt sogar dazu. Umsomehr ist Vorsicht geboten. Vor allem ist darauf zu achten, dass aus einzelnen Ausdrücken nicht zu weitgreifende und dann falsche Thesen gefolgert werden. Der geschichtliche Wandel der Dinge kann bewirken, dass ein und derselbe Ausdruck in einer Periode für diesen, in einer andern Periode für einen andern Sachverhalt verwendet wird, oder dass ein und derselbe Sachverhalt in einer Periode mit diesem in andern Verhältnissen mit einem andern Ausdruck bezeichnet wird, sodass oft Gegensätze hinsichtlich Sachverhalt und Meinung empfunden werden, die kaum oder gar nicht oder nur unter andern Gesichtspunkten bestehen. Ebenso ist kritische Vorsicht geboten gegenüber Schlüssen, die oft aus dem Fehlen eines Ausdrucks gezogen werden. Dass in einem Text ein bestimmter Ausdruck fehlt, beweist noch lange nicht, dass auch die Sache fehlt, die in einem andern Text mit jenem Ausdruck angesprochen ist. Jeder Sachverhalt kann mit sehr verschiedenen Ausdrücken zur Sprache gebracht werden. Selbstverständlich gilt auch das Umgekehrte: wenn in einem Text eine bestimmte Thematik nicht vorkommt, kann man sie nicht mit der Aus-

kunft ersetzen, dass das Fehlende selbstverständlich vorausgesetzt sei. Die Auskunft kann zwar zutreffend, sie kann aber auch falsch sein. Für die eine wie für die andere Annahme müssen hinlängliche Gründe beigebracht werden können. Ist dies nicht möglich, muss die Frage offen bleiben.

Ein Beispiel für derart ungenügend begründete Schlüsse scheint mir in der heute weithin anerkannten These vorzuliegen, dass es in neutestamentlicher Zeit verschiedene Kirchentypen, d. h. Kirchen von verschiedenem Struktur- und Verfassungstypus gegeben habe. Möglich ist das wohl, aber schwerlich beweisbar. Die These beruht auf Argumentationen von der Art, wie sie vorhin hinsichtlich des Ausdrucks «presbyteroi» angedeutet wurde, oder auf voreiligen Rückschlüssen aus dem Fehlen solcher Ausdrücke. Beweisen lässt sich m. E. nur, dass die Struktur- und Amtsfragen in den verschiedenen neutestamentlichen Schriften in verschiedenem Umfang und in unterschiedlicher Deutlichkeit bzw. Undeutlichkeit oder gar nicht greifbar werden. Aus diesem Tatbestand lassen sich aber nicht verschiedene Strukturtypen erheben, und selbstverständlich lässt er sich erst recht nicht als Argument für eine einheitliche Struktur verwenden.

Voreilig wäre aber auch der Schluss, der nun als naheliegend erscheint, dass die Frage nach Amt und Struktur in neutestamentlicher Zeit von untergeordneter Bedeutung gewesen sei und der Beliebigkeit überlassen werden könne. Denn es liegt auf der Hand, dass je nach der Art, wie Amt und Struktur verstanden und praktiziert werden, aus der Kirche eine autoritär oder diktatorisch geführte Organisation oder eine handlungsunfähige, aussenstehenden Mächten ausgelieferte Anhäufung von Individuen werden kann. Dabei kann das Autoritäre nicht nur durch verfehlte Führungsstrukturen, sondern auch durch strukturelle «Unterdotierung» entstehen. Nur wird im zweiten Fall die Gemeinde anonymen Gruppen oder einzelnen mit besonderem Sendungsbewusstsein ausgeliefert. So oder so dürfte klar sein, dass die Frage vom Amt und Struktur für das Leben der Kirche von fundamentaler Bedeutung ist.

Zusätzliche andere Quellen und Zusammenhänge

Wenn nun einerseits die Bedeutsamkeit von Amt und Struktur für die Kirche offensichtlich ist, andererseits aber die Stellen, die ausdrücklich von Ämtern reden, die oben geschilderte Art aufweisen, stellt sich die methodologische Frage, ob es für die historische Untersuchung des Amts- und Strukturproblems genüge, nur jene Stellen zu analysieren, oder ob nicht auch darnach zu fragen wäre, ob sich vielleicht im Neuen Testament Zusammenhänge

und Gesichtspunkte zeigen, welche die mehr sporadischen Aussagen über Ämter in einen kohärenten und wesentlichen Zusammenhang einweisen. Umgekehrt gesagt: es könnte sein, dass die Aussagen über Ämter nur darum den Eindruck der Beliebigkeit machen und keine verbindliche Interpretation ergeben, weil wir nicht nach dem begründenden Zusammenhang fragten und ihn deshalb auch nicht bemerkten.

Dies ist nun in der Tat meine Meinung. Dabei denke ich in erster Linie an die Ekklesiologie, aber auch an Christologie, Pneumatologie, Trinität, Soteriologie, Rechtfertigung und Heiligung.

Freilich ist sogleich zu betonen, dass der Blick auf diese andern Aussagen nicht ohne weiteres, sozusagen automatisch, die Grundlage für ein kohärentes und wesentliches Verständnis der Aussagen über Ämter liefert. Ohne weittragende Entscheidungen lässt sich eine solche Konzeption nicht gewinnen. Das wird sich schon gleich im nächsten Abschnitt über die Ekklesiologie zeigen. Es ist dies aber keine Spezialität unseres Themas. Ohne Entscheidungen gibt es keine Exegese und überhaupt keine historische Forschung. Wenn man das nicht bemerkt, so liegt das nur daran, dass man mit unbewussten Voraussetzungen, also Entscheidungen arbeitet und die erkenntnistheoretischen Bedingungen allen Forschens noch nie reflektiert hat.

2. Ekklesiologische Überlegungen

2.1 Was Jesus anstrebt: das Voll-Israel

Zuerst stellt sich hier die Frage, ob die Kirche von Jesus gewollt war. Dass ihre Entstehung ohne das Auftreten Jesu historisch kaum zu erklären ist, ist noch kein schlüssiger Beweis dafür, dass er sie begründete, nicht einmal dafür, dass er sie intendierte. Die Frage stellt z. T. ein Definitionsproblem dar: man kann selbstverständlich die Kirche, von ihrem heutigen Erscheinungsbild ausgehend, so definieren, dass es auf der Hand liegt, dass sie von Jesus nicht gewollt sein konnte. Der entscheidende Punkt in diesem Definitionsproblem besteht in der Frage nach dem Verhältnis von Kirche und Israel. Man kann den Unterschied zwischen beiden so sehen, dass man sagen muss: wenn Jesus die Kirche gewollt hätte, müsste sich das darin zeigen, dass er eine von Israel deutlich getrennte eigene Organisation schuf, wie es beispielsweise die Qumran-Gemeinschaft tat. In diesem Fall müsste man aus dem Umstand, dass Jesus allem Anschein nach eine solche Organisation nicht schuf, den Schluss ziehen, dass die Entstehung der Kirche nicht seinen Intentionen entsprach.

Man kann das Verhältnis Kirche—Israel aber auch im Sinne engster Zusammen-

Eidgenössischer Dank-, Buss- und Bettag 1975

Ist der Eidgenössische Dank-, Buss- und Bettag ein Denkmal für vergangene christliche Epochen unseres Volkes oder ist er mehr? Wenn ein Volk einen Bettag im Kalender hat, dann hat es einmal Erfahrungen mit Gott gehabt. Die Frage bleibt, ob *Gott* unserem Volk noch heute *begegnet*.

Viele Menschen unserer Zeit haben Mühe, sich in ihrem selbständig gestalteten oder oft technisch und von aussen bestimmten Tagesablauf einen Raum für Gotteserfahrung und Begegnung mit Christus nur vorzustellen. Aber wir sollten die drei Gedanken des Bettags nicht unterschätzen: *Wer danken*, *Schuld erkennen* und *bitten* kann, ist zumindest nahe an die Begegnung mit Gott herangerückt.

Wer danken kann für Friede, Bewahrung, Glück und Liebe, der spürt, dass der Mensch nicht alles in seinem Leben mit eigenen Kräften erschaffen kann.

Wer erkennen kann, dass er Eltern, Kindern, dem Ehegatten, Ausländern, Hungernden vieles schuldig geblieben ist, der spürt etwas von der Last menschlicher Schuld und der Notwendigkeit der Busse als Umkehr.

Wer bitten kann aus Not, Einsamkeit und Versagen heraus, der lebt von einem vielleicht unbestimmten Gefühl der Hoff-

nung oder des Angewiesenseins auf jemand anderen.

In dieser dreifachen menschlichen Haltung kann Begegnung mit Gott erfahren werden. Der *dankende*, *Schuld erkennende* und *bittende Mensch* kann der Mensch vor Gott sein.

Sicher macht eine solche Haltung die Menschen menschlicher in der *Begegnung* mit anderen *Menschen*. Diese Haltung macht uns frei von unserer Fixierung auf uns selbst und schliesst uns für den Nächsten auf. Diese Begegnung mit dem Nächsten hat unser Volk in diesem Jahr besonders nötig: Die Begegnung mit dem Schweizer in wirtschaftlicher Not, mit dem Ausländer in seiner Angst, mit den Jungen in ihrer Frage nach der Zukunft. Die Kirchen möchten am Bettag mithelfen, dass wir uns einander aufschliessen und begegnen. Begegnungen unter Menschen sind Ereignisse. Wenn wir in unserer Umgebung Menschen Dank gesagt, Schuld erkannt, Bitten ausgesprochen oder ernst genommen haben, dann haben wir am Bettag Ereignisse erlebt, die uns verändern können. Solche Veränderungen können Menschen als Begegnung mit Gott in Jesus Christus erfahren.

Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in der Schweiz

gehörigkeit verstehen, nämlich so, dass die Kirche als das eschatologische Voll-Israel betrachtet wird. Dann lässt sich in folgender Weise argumentieren: dass Jesus das eschatologisch erfüllte Israel, also die Kirche wollte, musste sich darin zeigen, dass er alle Glieder Israels in seine Nachfolge rief, also um sich sammelte und an sich band, auch die an den Rand Gedrängten und vom offiziellen Judentum Ausgestossenen herbeiholte und, wenigstens in einzelnen Anzeichen, sogar die Hereinnahme der Heiden in Sicht kommen liess. Dass Jesus Voll-Israel und damit die Kirche sammeln wollte, konnte wohl dazu führen, dass es an seiner Person auch zur Scheidung kam, es konnte aber keinesfalls darin zum Ausdruck kommen, dass er dem Judentum eine eigene Organisation gegenüberstellte; er musste vielmehr ganz in Israel bleiben. Dass später eine Trennung zwischen Israel und der Kirche entstand, kann nur darin begründet sein, dass die Mehrheit des Judentums die Sammlung um Jesus nicht als das eschatologisch erfüllte Israel anerkannte, sondern ablehnte, was aber nicht verhinderte, dass die Sammlung um den Auferstandenen weiterging. Dies

wird durch die Existenz der Evangelien bestätigt; denn die Evangelien wurden nur für diese Jesusgemeinde geschrieben, setzen sie also voraus. Somit ist die Kirche durch Jesus ins Dasein gekommen und stellt die Erfüllung seiner Intention dar. Ich teile diese Sicht der Dinge, muss aber gleich beifügen, dass sie nicht alle Probleme löst; so lässt sie u. a. auch manche Fragen ungeklärt, deren Beantwortung uns im Zusammenhang unseres Themas interessieren würde.

Es gibt allerdings auch Tatbestände, die sich *gegen* die eben angedeutete Konzeption ins Feld führen lassen. Der wichtigste dürfte der sein, dass Jesus den Hereinbruch des Reiches Gottes als so nahe bevorstehend betrachtete, dass die Entstehung der Kirche überhaupt nicht im Umkreis seiner Ziele und Erwartungen erscheinen konnte. Die Entscheidung der hier bestehenden Fragen hängt einerseits davon ab, wie Zeit, Frist und Ausdrücke wie «Aion» oder «heute» von Jesus oder von den Evangelisten verstanden wurden und wie sie ihre Verstehensweisen zum Ausdruck brachten — das konnte, wie ich vermute, auf verschiedene, uns als widersprüchlich erscheinende Arten ge-

schehen — und andererseits davon, wie wir heute diese Sachverhalte sehen, was also die Voraussetzung für unsere Beurteilung der einschlägigen neutestamentlichen Aussagen ausmacht. Mit dieser Formulierung des Problems soll nicht bestritten werden, dass meiner Sicht des Verhältnisses zwischen Jesus, Israel und Kirche aus der sog. Naherwartung eine Infragestellung erwachsen könnte, wohl aber soll betont sein, wie viele Einzelfragen in diesem Zusammenhang zu beantworten und zu entscheiden sind.

Und generell soll klar gemacht werden, dass es in der Frage, ob die Entstehung der Kirche der Sendung Jesu gegenüber als Fehlentwicklung oder als sachgemäße Folge zu betrachten sei, keine neutral-historisch eruierbaren Antworten gibt. Die Exegese kann wohl Konzeptionen und Hypothesen aufstellen und Argumente dafür oder dagegen anführen. Aber überall sind, wie bei den meisten andern historischen Untersuchungen, auch bei nicht-theologischen, bereits verschiedene bewusste oder unbewusste sachliche Entscheidungen impliziert und damit auch ein Ergebnis. Bei unserm Thema, also bei der Frage nach dem Amt in der Kirche, wird den eigenen Entscheidungen hinsichtlich dessen, was Kirche sei oder sein soll, hinsichtlich des Verhältnisses von Israel und Kirche und hinsichtlich Person, Sendung und Werk Jesu Christi ein vorrangliches Gewicht zukommen. Wenn es nicht so wäre, hätte es keinen Sinn, die Kirche als Inhalt von Glaube und Bekenntnis zu betrachten. Die Betonung der Entscheidung tendiert also nicht auf Relativierung, wie ja die Entscheidungen auch gar nicht im luftleeren Raum erfolgen, sondern immer nur im Bezug zum biblischen Zeugnis. Darum soll es sowohl eine exegetisch-historische Aussage als auch der Ausdruck einer Glaubensentscheidung sein, wenn ich meine, dass nach dem biblischen Zeugnis das Werden von Kirche als Ziel der Sendung Jesu zu verstehen sei.

2.2 Jesu höchstes Ziel: die Einheit der Seinen

Im letzten Satz war das Wort «Kirche» nicht allein als Bezeichnung für ein soziologisches Phänomen als solches verstanden, sondern zugleich als Bezeichnung der theologischen Relevanz dieses Phänomens. Das lag schon in den Ausführungen, welche die Kirche nicht bloss in irgendeinen historischen Zusammenhang mit Israel brachten, sondern darauf hinausliefen, dass die Kirche das eschatologisch erfüllte Israel sei. Wir stehen somit vor der Frage, wie Kirche näherhin zu verstehen ist. Das soll mit einigen Überlegungen über Ort und Bedeutung der Kirche im Rahmen der Soteriologie zur Sprache gebracht werden.

Joh 17,22 f. lässt der Evangelist Jesus sa-

gen: «Ich habe ihnen (d. h. seinen Jüngern und denen, die durch ihr Wort zum Glauben kommen) die ‚doxa‘ gegeben, die du mir gegeben hast, damit sie eins seien, wie wir eins sind; ich in ihnen und du in mir, damit sie in eins vollendet seien, damit die Welt erkenne, dass du mich gesandt und sie geliebt hast wie du mich geliebt hast.» — Dass Jesus den Seinen die «doxa» gibt, die er selber vom Vater bekommen hatte, ist höchster Ausdruck für Ziel und Erfüllung seiner Sendung. Die Weitergabe der «doxa» an die Seinen erfolgt aber, damit sie, d. h. die Seinen, eins seien, wie der Sohn und der Vater eins sind. Man kann somit sagen, dass nach dieser Stelle die Einheit der Seinen das höchste Ziel der Sendung des Sohnes sei. Es wird denn anschließend auch von einem «In-eins-vollendet-Werden» gesprochen. Und wenn darauf nochmals ein «Damit-Satz» folgt, der besagt, dass dies geschehen soll, damit die Welt erkenne, d. h. zum Glauben komme, so kann dies sicher nicht dahin verstanden werden, als wäre die Einheit nur aus propagandatechnischen Gründen gewollt, um in geschlossener Front wirksamer missionieren zu können. Der Zusammenhang ist grundlegender: man kann nicht an die Vollendung der Sendung des Sohnes glauben, wenn das Ziel dieser Sendung nicht erreicht wurde und nicht vorhanden ist. Die Sendung der Seinen, der Kirche, und Glaube an ihre Botschaft sind nur möglich und sinnvoll, wenn bei den Seinen die Erfüllung der Sendung des Sohnes gegenwärtig ist. Somit zeigt sich sowohl von der Voraussetzung der Sendung der Kirche her als auch in dem Satz über die Weitergabe der «doxa» das Selbe, nämlich, dass das Eins-Werden und Eins-Sein der Seinen das Ziel der Sendung des Sohnes ausmacht, das darum auch die Vollendung der Seinen darstellt.

Warum das Eins-Sein der Gemeinde Jesu im Johannesevangelium an diese höchste Stelle gesetzt ist, wird vom Evangelisten nie ausdrücklich erklärt. Es ist aber aus dem Prolog, wo die Menschwerdung des Logos als paradoxe göttliche Reaktion auf Ablehnung und Finsternis erscheint, oder aus Stellen wie Joh 3,19—21; 5,40—44; 8,34 ff. unschwer wahrscheinlich zu machen, dass wie folgt zu verstehen ist: die Sünde und ihre Folge ist Trennung und Feindschaft zwischen den Menschen und Gott und zwischen den Menschen untereinander. Darum muss Rettung, Heil, Leben, also das Ziel der Sendung des Sohnes in der Herstellung der Gemeinschaft, der Einheit zwischen Gott und den Menschen und der Menschen untereinander bestehen.

Um das selbe Ziel geht es in den Sündenberufungen und in der Mahlgemeinschaft Jesu mit den Sündern bei den Synoptikern, im Gebot der Feindesliebe

(Mat 5,43 ff.), in den Gleichnissen vom Verlorenen bei Lukas, im Sprachenwunder der Pfingstgeschichte, wie überhaupt in der Apostelgeschichte die Sendung des Geistes und das Werden der Kirche als das Ziel von Wirksamkeit, Tod und Erhöhung Jesu verstanden wird. Um die Herstellung der Einheit von Juden und Heiden, also der Menschheit, in der Kirche geht es bei der Aussendung des Apostels Paulus (Gal 1,16) und in den Reflexionen von Röm 9—11. Auch nach Eph 2,13 ff. bestehen Friede und Versöhnung, die in Christus gekommen sind, in der Beseitigung der Feindschaft und in der Umschaffung aller zu dem einen Leib (vgl. auch 4,3 ff.). Und im selben Zusammenhang stehen 1. Kor 1,13; 12,12 ff.; Gal 3,27 f.

Man kann darum sagen, dass nach dem einheitlichen Zeugnis des Neuen Testaments die Einheit zwischen Gott und den Menschen und den Menschen untereinander das Ziel der Sendung Jesu und der durch ihn vollzogenen Erlösung sei. Das Werden und Gegenwärtigsein solcher Einheit ist die Bestätigung für die Realität der Erlösung. Für diesen Zusammenhang genügt es nicht zu sagen, dass die Kirche dieser Einheit diene; die Kirche ist diese Einheit. «Kirche» und «Einheit» sind in diesem Zusammenhang synonym. Die Einheit macht die Wirklichkeit der Kirche aus und als diese Einheit ist sie die Gegenwartswirklichkeit des Heils und des Lebens mitten in diesem Aeon.

Kirche ist vor allem Gemeinschaft, Einheit von Personen

Trifft das zu, was eben gesagt wurde, so ergeben sich daraus grundlegende Bestimmungen hinsichtlich der Frage, was Kirche ist und sein soll und was in ihr geschehen muss. Das für unsern Zusammenhang Wichtigste sei kurz angedeutet:

a) Der Gemeinschaftscharakter der Kirche und somit ihre Einheit ist nicht etwas, das «auch noch» zu ihren Bestimmungen gehört, sondern die Dominante ihrer Bestimmungen.

b) Es muss konkret deutlich werden, dass es sich um die durch Christus konstituierte und von ihm am Leben erhaltene Gemeinschaft in der Teilnahme am trinitarischen Leben handelt (vgl. Joh 17,22).

c) Diese Gemeinschaft muss in der Lage sein, den Menschen ganz anzunehmen und zu tragen mit allem, was zur Erfüllung seines Lebens gehört, also auch während der ganzen Dauer seines Lebens (man denke beispielsweise an die Gütergemeinschaft in der Apg., die gerade auch unter diesem Gesichtspunkt signifikant ist, und an die Anliegen, die in Apg 6,1—7 bemerkbar sind, an 1. Kor 12, an

die Sammlungen des Apostels Paulus, an Luk 3,11; Eph 4,28; Jak 2,14 u. a.).

d) Kirche kann darum nicht allein durch punktuelle Gemeinschaftsereignisse konstituiert sein; sie muss Gemeinschaft in Kontinuität und Kohärenz sein.

e) Somit sind für die Kirche die Personen ebenso konstitutiv wie die Lehre und umgekehrt. Weder Personen allein noch Lehre allein vermögen Gemeinschaft zu konstituieren. Personen können nur ge-eint werden, wenn etwas da ist, das sie eint, eben eine Lehre oder etwas, das die Stelle der Lehre einnimmt, wie zum Beispiel ein Plan, ein Anliegen, eine Aufgabe. Und Lehre allein bewirkt entweder atomisierende Individualisierung oder sie schafft den Grund für autoritäre kollektivisierende Organisation. (Man mag das Wort «Lehre» in diesem Zusammenhang für bedenklich halten und meinen, dass statt dessen eher etwa von «Botschaft», «Verkündigung», «Evangelium» zu reden wäre. Indessen käme dadurch unter dem Gesichtspunkt, der hier zur Diskussion steht, kein Unterschied zustande. Auch das, was mit «Verkündigung» gemeint sein mag, nimmt den Charakter abstrakter Lehre an, wenn es unter Absehen von den Personen der Verkündiger als allein entscheidend behandelt wird. Man könnte freilich einwenden, dass ein Absehen von den Personen der Verkündiger gar nicht möglich sei, da es Verkündigung ohne Verkündiger ja gar nicht gebe. Glücklicherweise trifft dies in der Tat zu. Insofern kommt das, was oben unter e) visiert wurde, in der Praxis gar nicht vor, jedenfalls nicht in «Reinkultur». Immerhin ist es für das Selbstverständnis und die Praxis der Kirche doch nicht unerheblich, wenn sie sich beispielsweise allein auf Lehre oder Verkündigung unter möglicher Ausschaltung der beteiligten Personen begründen will. Sie kann das durch Negation des persönlichen Amtes bewirken, indem sie die Verkündiger als «blosse Werkzeuge» versteht, oder dadurch, dass der Amtscharakter so formal aufgefasst wird, dass die Person des Verkündigers darunter verschwindet. Diese beiden scheinbar entgegengesetzten Möglichkeiten haben eine ähnliche Wirkung, die Tendenz zum Autoritären, Ungemeinschaftlichen.)

Verschiedene ekklesiale Aussagen setzen eine zwar verschieden erlebte, aber doch gleiche Kirche voraus

An dieser Stelle darf ein Hinweis auf das Problem neutestamentlicher Ekklesiologie nicht fehlen. — In den bisherigen Darlegungen wurden Belege aus verschiedenen neutestamentlichen Schriften angeführt. Dadurch mochte der Anschein entstehen, ich sei der Meinung, dass in allen neutestamentlichen Schriften die

selben ekklesiologischen Aussagen zu finden seien. Dies trifft gewiss für den eben erörterten Gesichtspunkt zu. Im übrigen aber soll nicht bestritten werden, dass bei den verschiedenen Verfassern des Neuen Testaments Ekklesiologisches auf verschiedene Weise zur Sprache kommt. Eine andere Frage ist es indessen, inwiefern aus den Unterschieden in den ekklesiologischen Aussagen auf Differenzen in der Ekklesiologie selber und aus diesen Differenzen wiederum auf Differenzen in der visierten ekklesialen Wirklichkeit geschlossen werden darf. Ich meine, dass hinsichtlich dieser Frage folgende Gesichtspunkte zu beachten seien: a) Alle neutestamentlichen Texte sind in gelebter ekklesialer Wirklichkeit entstanden und beziehen sich auf sie. b) Wie jede andere Wirklichkeit hat auch die ekklesiale Wirklichkeit zahlreiche Komponenten und Aspekte, auch verschiedene begründende Faktoren. Sie lässt sich darum von verschiedenen Fragen her, in verschiedenen Begründungszusammenhängen und unter verschiedenen Aspekten zur Sprache bringen. c) Aus Verschiedenheiten in der ekklesiologischen Betrachtungsweise und ihres sprachlichen Ausdrucks darf darum ohne zwingende Gründe nicht auf die Existenz verschiedener, getrennt nebeneinander stehender oder gar sich gegenseitig ausschliessender ekklesialer Wirklichkeiten geschlossen werden. d) Die Frage, ob Unterschiede in den ekklesiologischen Aussagen als verschiedene Aspekte oder als verschiedene Betrachtungsweisen derselben Wirklichkeit zu interpretieren oder als Ausdruck verschiedener ekklesialer Wirklichkeit zu verstehen seien, ist nicht leicht zu beantworten. Die Antwort lässt sich nicht aus einer Analyse der isoliert für sich genommenen Aussagen gewinnen, sondern nur indem die Aussagen in ihrem Bezug zur gemeinten Wirklichkeit gesehen werden. Diese ist oft schon bei Aussagen, die sich auf Gegenwärtiges beziehen, nicht einfach; erst recht schwierig wird es, wenn die gemeinte Wirklichkeit in der Vergangenheit si-

tuiert ist. Das Problem kann hier nicht näher erörtert werden. Die Lösung dürfte im Rahmen der spannungsvollen Kontinuität von Vergangenem und Gegenwärtigem zu suchen sein, ohne die historische Forschung überhaupt nicht möglich wäre. Und was das hier erörterte Problem selbst betrifft, muss ich sagen, dass ich keine Gründe sehe, die verschiedenen ekklesiologischen Aussagen im Neuen Testament auf verschiedene oder gar auf sich gegenseitig ausschliessende ekklesiale Wirklichkeiten beziehen zu müssen. Ich bin also der Meinung, es werde wohl unter verschiedenen Gesichtspunkten, aber doch von derselben ekklesialen Wirklichkeit gesprochen.

Allerdings tritt hier der Grund und der Raum für die persönlichen Voraussetzungen und Entscheidungen der einzelnen Forscher in Sicht. Je nach diesen Voraussetzungen, die ein komplexes Gemisch aus Forschungsgeschichte, konfessioneller Zugehörigkeit, eigener ekklesiologischer Konzeption usw. darstellen, formuliert jeder Forscher seine Fragen. Diese Fragen und nicht zuletzt auch der Umstand, welche Fragen *nicht* gestellt werden, präjudizieren in gewissem Umfang die Ergebnisse. Dies gilt selbstverständlich auch für meine eigenen Auffassungen. Nicht ohne Erstaunen muss ich feststellen, dass mir von einem bestimmten Zeitpunkt an die ekklesiologische Relevanz sehr vieler neutestamentlicher Aussagen auffällt, während ich zuvor auf Grund einer gewissen biographisch-theologischen Situation in denselben Aussagen nichts Derartiges bemerkte. Aus dieser Betonung forschungsgeschichtlicher und persönlicher Voraussetzungen und Entscheidungen folgt, dass sich meine Darlegungen wie auch alle ändern nur als Verstehensvorschlag präsentieren können. Andererseits ist dadurch die Frage an den Leser nicht gemindert, ob er hinreichende Gründe habe, die Dinge anders zu sehen.

Kurt Stalder

Das Zweite Vatikanische Konzil – ein «Zeichen, dem widersprochen wird»

Das Zweite Vatikanische Konzil ist zum Zeichen des Widerspruchs geworden. Nicht nur, dass manche Katholiken nie innerlich dafür warm werden konnten. Es gibt sogar Ablehnung, ja offenen Widerspruch. Im Jahr der Versöhnung nimmt der Hl. Vater die Anliegen des Konzils auf, um sie dem Gebet der Gläubigen zu empfehlen.

Verständnis und Missverständnis

Das Konzil verstand sich als ein «Konzil der Kirche». Hier versucht sie besser zu

erfassen, was sie eigentlich ist. Sie fragt nach ihrem *inneren Leben*, nach ihrer Sendung. Das bedeutet aber nicht verteidigenden Rückzug auf sich selbst. Sie will keineswegs die mittelalterliche Stadt werden, die sich hinter Mauern abzuschern gedenkt. Vielmehr «möchte sie ihr Wesen und ihre universale Sendung ihren Gläubigen und aller Welt eingehender erklären»¹.

Darum blickt sie *über sich hinaus*, in die jetzige Zeit hinein, zu den Menschen mit

ihrer «Freude und Hoffnung», mit ihrer «Trauer und Angst». Sie erkennt «die Vereinheitlichung der Welt», die «Industrialisierung», «Verstädterung», «Verwissenschaftlichung des menschlichen Lebens», «die wachsende Verantwortung des einen Volkes für das andere», «den kämpferischen Atheismus» usw. Sie wendet sich den nicht-katholischen Christen zu, den nicht-christlichen Religionen. Sie will die Menschen sehen, *wie sie sind* und nicht, wie man sie sich hinter verschlossenen Türen vorstellt. Will sie sehen mit dem Blick für ihre Not, aber auch für ihre wahren Werte, mit der demütigen Bereitschaft ihnen zuzuhören. «Dabei bestimmt die Kirche kein irdischer Machtwille, sondern nur dies eine: unter Führung des Geistes, des Trösters, das Werk Christi selbst weiterzuführen, der in die Welt kam, um der Wahrheit Zeugnis zu geben; zu retten, nicht zu richten; zu dienen, nicht sich bedienen zu lassen².» Es geht ihr einfach darum, den von Christus erhaltenen Auftrag besser zu erfüllen und damit den Menschen besser zu dienen. Bewusst verzichtet sie auf Verdammungen und Dogmatisierungen. In ungeschützter Hirtenliebe sucht sie das Gespräch mit andern.

Die «arme» Kirche

Damit lässt sie sich auf ein gewagtes Unternehmen ein. Durch ihr Vorgehen wird sie nämlich sehr wehrlos. Ihre Hirtenliebe kann leicht missverstanden werden, als wäre sie nicht mehr ernst zu nehmen. Wie leicht ist es, an ihr, der Wehrlosen, aufgestaute Affekte abzureagieren! Man könnte meinen, jetzt wird sie zur bedauernden Kirche, die froh sein darf, dass sie nicht gerade zerrissen und gevierteilt wird — vielleicht sogar von ihren eigenen Söhnen. *Gott sei Dank versteht sie sich aber keineswegs als die Bemitleidenswerte!* Wohl erfährt sie ihre Armut, aber in ihrer Armut den Ruf ihres «armen Herrn», ihm nachzufolgen. Beim Konzil wird sie sich aber auch der Kraft bewusst, die von ihm ausgeht, der Gnade, von der sie getragen wird.

Verzicht aber ist von ihr verlangt: Verzicht auf alle Formen, die sie erscheinen lassen als sich selbst verteidigende, abweisende Burg aus toten Steinen; Verzicht auch auf jede Art von Frömmigkeit, die den Gläubigen auf sich selbst zurückwirft, in sich verkapselt, abweisend macht gegenüber den andern drinnen und draussen. Die Kirche erfährt im Konzil den Appell zu mehr «Armut im Geist», zu weniger Selbstherrlichkeit, zu mehr Gottvertrauen.

Die «ängstliche Sorge»

Dass auf Grund dieser Wende Unsicherheit entsteht, ist begreiflich. Was aber,

wenn die Unsicherheit zur Angst wird? Angst verleitet zur *Flucht* in die farblose Menge, zu massloser Anpassungslust, wobei Sakrament und Amt derart verdünnt, Wort und Botschaft derart verflacht werden, dass sie praktisch nicht mehr zu sehen und nicht mehr zu hören sind. Angst kann zur *Versuchung* werden, sich selbst aufzugeben. Ihr Erliegen hiesse aber «schaales Salz» werden, bedeutungslos, fade, langweilig, total überflüssig, lächerlich. Wir würden dann mit Recht «von den Menschen zertreten».

Angst kann aber auch zur *Erstarrung* verleiten, zum ängstlichen Sichfestklammern an rein menschliche Formen, zur Abwehr gegen jede Veränderung. Man wagt dann keinen Schritt mehr nach vorwärts.

Ob sich nicht etwas davon in manchen treuen Katholiken findet? Sie bangen um die Beheimatung in liebgewonnenen Formen. Ihnen gilt wohl auch das Wort «Seid nicht ängstlich besorgt!»³ «Hab Vertrauen!»⁴ Der Rosenkranz wird bleiben als kostbares, betrachtendes Gebet für viele. Die lateinische Messe hat immer noch ihren Raum in der neuen Liturgie. Die Verehrung der Muttergottes und die Anbetung des Herrn als das «Brot des Lebens» im hl. Sakrament, diese Perlen wird die Kirche nie aufgeben.

Die fruchtbare Spannung

Dass all dies auch zu innerkirchlichen Spannungen führt, wen wundert es? Zudem ist das Volk Gottes nun einmal bunt-scheckig. Spannungen sind einfach unvermeidlich. *Eine Kirche, in der alles so geht, wie man selber meint, dass es gehen solle, eine solche Kirche wäre der Traum von Schwärmern.* Tauchen Schwierigkeiten auf, kann man ja mit den Hauptverantwortlichen und miteinander reden. Dass solche Gespräche gelegentlich scheitern oder gar nicht zustande kommen, liegt meist nicht an den Anliegen, sondern an der Art, wie sie vorgebracht werden. Freilich bleibt manchmal ein Letztes, worin man sich nicht mehr versteht, und es bleibt gar nichts anderes übrig, als einander mit Geduld zu ertragen. Hier steht dann der Katholik vor der unausweichlichen Frage, ob er trotzdem der Sendung der Kirche im Dienste der Menschen, zur Ehre Gottes, an seinem Platz weiterhin dienen, oder sich ins Schneckenhaus zurückziehen will; ob er sich mit seiner Kirche solidarisiert will, ja oder nein. *Das ist der Augenblick, wo das Kreuz des sterbenden Herrn sich zeigt und die Nachfolge Christi spürbar aber auch fruchtbar wird.*

Der Mann der Kirche

Kardinal Bea (1881—1968) ist ein Mann, der diesen Geist gelebt hat. Die

grosse Bedeutung dieses Kirchenmannes werden wahrscheinlich erst spätere Generationen erkennen. Er wirkte als «Hirte» nach innen und nach aussen. In seiner Biographie⁵ lesen wir: «Kardinal Bea hatte wie kaum jemand die Fähigkeit allen alles zu werden. Er war auf dem Konzil den Fortschrittlichen fortschrittlich, den Konservativen konservativ. Damit hätte ein anderer es schliesslich mit allen verdorben. Ihm gelang es eben damit, so gut wie alle zu gewinnen. Der tiefste Grund dieses Gelingens dürfte wohl sein, dass dieses ‚allen alles werden‘ nicht Berechnung war und Politik (wie mancher argwöhnte). Nein, der ganze Mann war wirklich ehrlich und erwarb sich damit in römischen Kreisen und weit darüber hinaus ein manchmal geradezu blindes Vertrauen. Das zeigte sich vor allem auch während des Konzils . . . Da konnte man immer wieder hören: ‚Ist das die Auffassung von Kardinal Bea? Dann ist es gut so.‘⁶ — Der Kardinal konnte auf Anraten eines einfachen, erfahrenen Mitbruders innerhalb kürzester Zeit ganze Seiten eines Vortrages neu fassen, nie zum Schaden der Wahrheit, immer im Dienste brückenbauender Liebe. Ein Priester, der ihn auf einer Reise begleitete, bezeugt: «Ich gestehe, diese schlichte Demut . . . hat mich . . . am tiefsten beeindruckt.»⁷ Kardinal Bea ist ein Beispiel. Er hat gelebt, was das Konzil eigentlich wollte.

Durch die Stimme des Zweiten Vatikanischen Konzils wird das Wort des «Guten Hirten» jedem vernehmbar, der «Ohren hat zu hören».⁸ Dass das grosse Anliegen des Konzils sich mehr und mehr verwirkliche, dafür sollten wir, so meint der Hl. Vater, beten⁹. Die jüngsten Ereignisse in unserem Land geben dem Papst mehr als recht.

Alfred Clausen

¹ Kirchenkonstitution Nr. 1.

² Kirchenkonstitution Nr. 3.

³ Mt 6,25.

⁴ Jo 16,33.

⁵ Augustin Kardinal Bea — Wegbereiter der Einheit, Augsburg 1972.

⁶ A. a. O., S. 77.

⁷ A. a. O., S. 155.

⁸ Mt 13,9.

⁹ *Gebetsmeinung für den Monat September 1975:* «Dass die innere Erneuerung des Heiligen Jahres dazu beitrage, die Weisungen des Zweiten Vatikanischen Konzils tatkräftig zu verwirklichen.»

«Wir müssen das bedeutungsvolle und weise Buch des Zweiten Vatikanischen Konzils wieder aufgreifen und anhand der Ergebnisse einer mutigen Gewissenserforschung seine grossartigen Seiten erneut durchlesen; dabei müssen wir jene Vorschläge erneuern und ergänzen, die das Konzil in einer um Erneuerung und Versöhnung bemühten Kirche geweckt hat.»
Papst Paul VI.

Fragen an das neue Messbuch

Der folgende Text besteht aus drei Zusschriften, die sich mit dem neuen Messbuch befassen. Weil es dabei nicht nur um Wünsche für eine zweite Auflage, sondern auch um Fragen an die Herausgeber geht, haben wir den Leiter des Liturgischen Instituts um eine Antwort gebeten, die wir in der nächsten Nummer werden veröffentlichen können. Red.

I.

Mit grosser Erwartung hat man das neue Messbuch in seiner definitiven Ausgabe erwartet, nachdem man sich lange Zeit mit provisorischen Faszikeln behelfen musste. Nun ist es erschienen und bietet wirklich viele gute und neue Anregungen, sobald man sich die Mühe nimmt und es etwas näher betrachtet. Schon vor der Herausgabe wurde auf den grossen Reichtum der Präfationen hingewiesen. Er ist tatsächlich vorhanden und wird zur Bereicherung des Gottesdienstes beitragen. Allein für die 34 Sonntage im Jahreskreis sind acht verschiedene Präfationen aufgeführt und mit einem thematischen Titel versehen. Damit wäre für diese Sonntage im Jahreskreis eine reiche Abwechslung geboten.

In der Praxis werden wohl weitgehend die Präfationen IV und VIII zu hören sein, während die andern sechs eher ein Schattendasein führen werden. Die Aufteilung eines Messbuches in zwei Teile wird wohl immer problematisch sein. Es ist aber einfach unerklärlich, warum die ganze Reihe der Präfationen für die Sonntage im Jahreskreis sich in Band II findet, während die Gebete dieser Sonntage in Band I zu suchen und auch zu finden sind. Lediglich die Präfationen IV und VIII haben im Sonntagsband Eingang gefunden. Warum nicht die ganze Reihe im Sonntagsband, wo sie in erster Linie hingehört? Diese Frage ist wohl berechtigt.

Aus praktischen Gründen wird man wohl kaum die beiden voluminösen Bände gleichzeitig auf dem Altar zur Verfügung haben. Die wenigsten Geistlichen werden sich die Mühe nehmen, die sechs weiteren Präfationen abzuschreiben und sie in den Sonntagsband einzulegen. Priester, die auswärts zelebrieren, finden solche Einlagen zudem schlecht. So wird es weitgehend bei den erwähnten beiden Präfationen für die Sonntage im Kirchenjahr bleiben. Eine gedruckte Einlage mit den fehlenden Präfationen für diese Sonntage könnte den Fehler beheben. Freuen wir uns aber trotzdem am neuen Messbuch und hoffen wir, dass es beitrage, den Gottesdienst zu bereichern. In einer zweiten Auflage wird man den genannten Mangel sicher beheben.

Josef Jenny

II.

Endlich wieder ein schweres Buch! Nun lohnt es sich von neuem, einen Ministranten als Lastenträger anzustellen. Die inhaltliche Belastung aber lässt sich nicht abschieben. Dass Liturgie ein schweres Handwerk sein muss, beweisen die vielen Anweisungen zum richtigen Verhalten im Verkehr mit Gott. Es wird einem rot vor den Augen wie in den guten alten Zeiten rubrizistischer Hochblüte. Kunststück, wenn diese roten Ampeln den Verkehr in der heiligen Stadt ins Stocken bringen. Man trifft sie auch an jeder Ecke! Am Schluss der ersten roten Seite heisst es: «Nach der Verehrung des Altares gehen Priester und seine Begleitung zu den Sitzen.» Weil ich an den Sitzen kein Mikrofon habe, muss ich dieses Rotlicht dauernd überfahren. Hoffentlich erreicht mein Eröffnungsgebet am Ambo die rechte Instanz, ohne dass neue technische Installationen notwendig werden. Auf den Wald weiterer liturgischer Verkehrsampeln möchte ich mich nicht einlassen. Bei soviel Rot muss der Praktiker selber auf Grün umschalten!

Mehr beschäftigen mich die Einheit und Verständlichkeit des Gottesdienstes. Wie ist es möglich, dass die Leseordnung der Sonntage drei Jahre umfasst, die Gebete aber stets gleich bleiben? Warum hat man die Chance einer Verbindung nicht wahrgenommen? Die Gebetsordnung der Werktage ist in dieser Hinsicht noch dürftiger. Lesungen und Gebete laufen aneinander vorbei. In der Einführung heisst es: «Der Priester soll bei der Zusammenstellung des Messformulars mehr das geistliche Wohl der mitfeiernden Gemeinde als seine eigenen Wünsche vor Augen haben» (Bd. 1, S. 65*). Diesen Wunsch gebe ich gern an die Verantwortlichen zurück. Liest man nämlich weiter, was unter der Auswahl der Messformulare und der einzelnen Texte zu verstehen ist, merkt man, dass sich das Wohl der Gemeinde oft an einem sehr begrenzten Ort oder auf einer ganz bestimmten Seite des Messbuches befinden muss. Man soll sich ja an das Kalendarium der Kirche halten. Wenn jedoch dieses zum Beispiel nichts merkt von der Ferienzeit und ihren Stimmungen? Dann bleiben noch die Fürbitten, für deren Reihenfolge es auch noch eine Regel gibt, nach der die Kirche mit ihren Anliegen zuerst kommen soll. Und wie gering ist erst die Wahlmöglichkeit bei den Hochgebeten!

Nicht einmal jene der Synode 72 haben Aufnahme gefunden. Oder warum nur zwei Formen des Glaubensbekenntnisses und keine biblischen und zeitgenössischen Bekenntnistexte? Muss nach den Rubriken dieser Teil unbedingt zu einem Leier-

kastenbekenntnis werden? Hinweise hat es genug, warum hat man aber nicht mit dem Rotstift angeregt, die Predigt einmal an die Lesung anzuschliessen und dem Evangelium vorausgehen zu lassen? Ich möchte nicht weiterfahren. Sind hingegen in dieser Situation eigene Wünsche eines Pfarrers wirklich unangebracht? Ich jedenfalls sehe dafür nicht so schwarz, selbst wenn in der Praxis vom schwarzen Text des Buches abgewichen wird. Zum Blättern und Aufschlagen der Bündel genügt ein angelernter Mesner. Für die lebendige Gemeindeliturgie braucht es mehr.

Werner Egli

III.

Die Herausgabe eines vollständigen deutschen Messbuches entspricht zweifellos den Wünschen eines ganz grossen Teils der Priester. Im Zusammenhang mit der Art und Weise der Auslieferung dieses Buches bleiben aber ein paar Dinge rätselhaft.

Das neue Messbuch erscheint in «zwei Teilen, die einen Band ausmachen», wie die Ankündigung in SKZ Nr. 21 / 1975 besagte. Sie «können nur miteinander, also nicht einzeln, bezogen werden».

Der vollständig deutsche Band II enthält alle Texte ausser die der Karwoche. Band I bringt weitgehend lateinisch / deutsche Texte und die deutschen Texte der Karwoche. Soweit die Ankündigung.

Nun die Fragen. Wo bleibt hier die «sinnvolle» Aufteilung, wenn ausgerechnet die deutschen Karwochentexte nicht im deutschen Band zu finden sind, sondern im lateinisch/deutschen? Die Hinübernahme der Karwoche in diesen Band dürfte so ziemlich das Einzige sein, was die Behauptung rechtfertigen muss, die beiden Bände seien ein Buch.

Ist die Mitteilung in der SKZ, dass der Band I dreimal mehr Latein enthalte, als von Rom vorgeschrieben sei, als besonderes «Verdienst» zu werten? Wem soll da Genüge getan werden, oder wem soll das dienen? Unser Kirchenvolk versteht, inklusiv Fussvolk der Una Voce, noch immer gleichviel Latein, wie vor der offensichtlich nötigen Reform. Es dürfte inzwischen eine Tatsache sein, dass 90 % der Gemeindegottesdienste rein deutsch gefeiert werden. Zehn Jahre Gottesdienst in der Muttersprache haben bereits einen solchen Abstand zum lateinischen Gottesdienst geschaffen, dass eine ganze junge Generation nur schwerlich mehr begreift, was die früher ehrwürdige Kultsprache heute in einem Gemeindegottesdienst soll. Lateinische Texte, in den Gottesdienst eingestreut, werden über kurz oder lang, ähnlich den früheren lateinischen

Predigtsprüchen, nur noch als Aushänger «höherer Bildung» gewertet werden. Daran dürfte auch das Obligatorium, dass der lateinisch/deutsche Band mitgekauft werden *muss*, wenig ändern. Verschliesst man sich hier nicht der Realität? Die Antwort mag als Ende des Lateins dahin gehen, dass die Neuausgabe des Altarmessbuches den Priester eben gerade nicht hindere, den Gottesdienst deutsch zu feiern, wenn er das tun wolle. Warum aber muss jede Kirche, mit oder ohne Bedarf, den lateinisch/deutschen Band mitkaufen, sofern sie sich des neuen Messbuches überhaupt bedienen will? Steckt nicht seitens der Herausgeber und der Verlage die berechtigte Vermutung dahinter, dass Band I bei freiem Kauf den nötigen Absatz nicht finden könnte? Warum setzen die Herausgeber als einzige Eigentümer der einzigen amtlich anerkannten Übersetzung diesen Druck zum unumgänglichen Kauf beider Bände ein? Den Kirchenkassen wurde punkto Anschaffung liturgischer Bücher in den letzten Jahren einiges zugemutet. Müssen sie

nun über den unumgänglichen Ankauf von Band I die letzten Nachwehen der lateinischen Kultsprache mitfinanzieren? Immerhin im Gesamtunternehmen Messbuch ein Betrag, der in einige hunderttausend Franken geht, der mindestens durch die Realität gerechtfertigt sein müsste. Der meistgebrauchte deutsche Band wird in einigen Jahren so oder anders ersetzt werden müssen. Gilt es bis dann, den Band I, der in den meisten Sakristeien heil überleben dürfte, obligatorisch «mitzersetzen»? Wenn ja: wozu? Wenn nein: warum glaubt man heute an die Überlebensnotwendigkeit lateinischer Teile, und warum lässt sich später eine deutsche Vollaussgabe herstellen, heute aber nicht? Wer mit diesen Überlegungen einig geht, dem ist mit Band II (plus bisherigem Karwochenheft) geholfen. Wer grundsätzlich eine lateinisch / deutsche Liturgie pflegen will, kann mit beiden Bänden nicht auskommen, ausser sein Grundsatz begrenze sich auf die Sonn- und Festtage, wo der Prozentsatz an Lateininteressenten am kleinsten sein dürfte. *Karl Imfeld*

der seine Weisungen vom Ortsordinarius erhielt. Ihre Funktionen waren einigermassen gegeneinander abgegrenzt. Heute überschneiden und durchdringen sich ihre Aufgaben wechselseitig, da — wie schon bemerkt — Brüder, Schwestern und Laien gegenseitig Funktionen übernommen haben (Verkündigung, Katechese, Verwaltung, Sozialdienste usw.), welche in einfacheren Verhältnissen vom Priester und Bruder hatten wahrgenommen werden können. Vertreter aller Missionsgruppen wirken denn auch heute in den diözesanen Seelsorgeräten oder ähnlichen Gremien als Berater des Bischofs mit. Es liegt so auf der Hand, dass der gesamte «Stab» (Einheimische und Ausländer) als Team zusammenwirken, über die entsprechenden Informationen verfügen und an der Entscheidung mitwirken muss.

Vielfach ist es nötig, nicht nur im Team zusammenzuarbeiten, sondern Equipen einzusetzen, die gemäss den Bedürfnissen der betreffenden Seelsorgeregionen ausgewählt, zusammengesetzt und trainiert wurden. Dabei spielt die gruppendynamische Schulung (Zusammenarbeit, Konfliktbewältigung) eine wichtige Rolle, da diese Equipen oft unter schwierigen Verhältnissen (wie etwa in den Bergen Kolumbiens oder im Regenwald Kalimantans) arbeiten müssen und dabei Zerreihsproben ausgesetzt werden können (wobei bereits gute und weniger günstige Erfahrungen vorliegen).

Solche Equipen stellen eigentlich «den Missionar» in auseinandergefalteter Form dar, Unterschiede zwischen Priestern, Brüdern, Schwestern und Laien, dauernden und temporären Seelsorgern und Sozialarbeitern gibt es nicht mehr. Jeder ist ein Teil der Gesamtequipe, die den bisherigen Einzelmissionar und die beruflich unterschiedenen Missionsgruppen abgelöst hat. Priester, Brüder, Schwestern und Laien (dauernde und temporäre) sind in gleicher Weise und auf der gleichen Ebene einfach Missionare.

Damit wird gleichzeitig auch ein Anschauungsunterricht geboten, wie das kirchliche Amt des Presbyterates und Diakonates den Umständen entsprechend aufgefächert und entfaltet werden und somit ein neues Amtsverständnis ange-regt werden kann, das an Ort und Stelle von den Einheimischen weiter entwickelt werden muss (und durch Rückkoppe-lungseffekt vielleicht in der Gesamtkirche zu einem neuen Amtsverständnis führt).

Der ausgefaltete Missionar

Kürzlich wurden Peter und Margrit Brunhart-Putscher aus Balzers die ersten «An-geschlossenen Mitarbeiter» der Immenseer Missionsgesellschaft. Das Ehepaar steht zusammen mit zwei Priestern in einem Projekteinsatz (mit ökumenischer Ausrichtung) in Callao / Peru. Damit ist das Spektrum des «Missionars» in der Immenseer Missionsgesellschaft erweitert worden, in der Weise, wie es das Generalkapitel von 1974 vorgesehen hatte.

Neue Bedürfnisse, neue Berufungen

Im Missionsdekret *Ad gentes* (Art. 23) hatte das 2. Vatikanische Konzil den Missionsinstituten nahegelegt, auf die vermehrt sich zeigenden nichtkonventionellen Missionsberufungen zu achten und ihnen die Mitarbeit im Missionswerk zu ermöglichen.

In neuerer Zeit wurde die amtliche Mission der Kirche fast ganz von der Trias Priester—Brüder—Schwestern getragen. Besonders nach dem 1. Weltkrieg kamen auch «Laienhelfer» (Missionsärzte, Piloten usw.) hinzu, die den anderen einige Spezialaufgaben abnahmen. Hier begann sich eine bedeutungsvolle Entwicklung abzuzeichnen.

Die gesamte Seelsorge und Diakonie der Missionsbezirke komplizierte sich im Laufe der letzten zwei, drei Dezennien (Ausbau des Krankendienstes, der Sozialarbeit, des Kommunikationswesens, der Spezialseelsorge usw.). Einerseits mussten Priester, Brüder und Schwestern

immer vielfältigere Aufgaben erfüllen (zum Beispiel Brüder als Spitalverwalter, Medienfachleute, Katecheten, Berufslehrer, Sozialarbeiter, Piloten), andererseits zeichnete sich in der Heimatbasis ein immer grösseres Interesse von Laien an temporären Spezialeinsätzen im Missionsdienst ab. Gleichzeitig ergab sich in vielen Missionen auch die Notwendigkeit, ganze qualifizierte und gut eingespielte Equipen von Fachleuten (Seelsorger, Sozialarbeiter, Agronomen, Krankenschwestern, Fürsorgerinnen usw.) einzusetzen, um die «integrale Mission» zu erreichen, d. h. Gemeinwesenarbeit und Gemeindeaufbau in allen Bereichen, da ja der religiöse und der soziale Sektor nicht voneinander zu trennen sind.

In der Heimat formierten sich christliche Laien- und Entwicklungshelferorganisationen neben den Missionsinstituten, aber in Zusammenarbeit mit ihnen. Ihre Mitglieder zeigten sich vielfach an einem engeren Zusammenschluss mit den Missionsinstituten interessiert, um im Missionsalltag Rückhalt und Förderung zu erfahren. Dasselbe stellte man bei den Weltgeistlichen fest, die als «Fidei-donum-Priester» in den Missionsdienst traten.

Teamarbeit und Equipen

Früher war es eher — wenn auch nie absolut — so, dass Priester, Brüder, Schwestern und «Laienhelfer» im Missionsdienst verschiedene Einsatzgruppen unter der Leitung des Stationsobern bildeten,

Auseinanderfaltung des Missionsberufes

Entsprechend den Bedürfnissen in der Mission und den neuen Missionsberufungen hat sich in den Missionsinstituten eine grössere Vielfalt des «Missionsberufes» ergeben. In der Immenseer Missions-

gesellschaft beispielsweise kam nach dem Generalkapitel von 1967 zum Priester und Bruder der «Missionar auf Zeit» hinzu. Eigentlich hatte man sich ursprünglich nur in besonderer Weise der «Fideidonum-Priester» annehmen wollen, doch wünschten dann etliche derselben einen engeren Anschluss an die Missionsgesellschaft. Das Generalkapitel von 1974 eröffnete ihnen sozusagen alle Rechte der Gesellschaftsmitglieder, nachdem ein Vertreter der «Missionare auf Zeit» bereits am Kapitel teilnahm. Die Grundüberlegung ging dahin, dass der intensive temporäre Missionseinsatz in den besten Jahren ebenso wertvoll sein kann wie die Mitgliedschaft auf Dauer. Dabei bildet natürlich die Dauertätigkeit die Basis und den Rückhalt der temporären Arbeit, und beides muss in einem ausgewogenen Verhältnis stehen. Auch für männliche unverheiratete Laien («Brüder auf Zeit») wurde die gleiche Möglichkeit geschaffen. Bezüglich weiblicher unverheirateter Missionarinnen entschloss sich die Missionsgesellschaft dagegen, eng mit der «Gemeinschaft der Laienmissionarinnen» (GLM) in Freiburg i. Ue. zusammenzuarbeiten, deren Mitglieder zum Teil in Equipen mitwirken.

Das Spektrum des «Missionsberufes» in der Immenseer Missionsgesellschaft hat heute folgendes Aussehen:

1. Mitglieder

1.1 Mitglieder (Priester, männliche unverheiratete Laien) auf Dauer

1.2 Mitglieder (Priester, männliche unverheiratete Laien) auf Zeit

2. Mitarbeiter

2.1 Angeschlossene Mitarbeiter (verheiratete Laien) auf Zeit

2.2 Mitarbeiter (Priester und Laien) auf Zeit

Angeschlossene Mitarbeiter

Obige Tabelle zeigt, dass der «Missionsberuf» (seit dem Generalkapitel von 1974) auch die Möglichkeit der «Angeschlossenen Mitarbeiter» (verheiratete Laien) umfasst. Es ist ein Weg, im Sinne des 2. Vatikanischen Konzils vorhandene Berufungen für den Missionsdienst besser zu erfassen und einzusetzen (besonders in Equipen).

Die «Angeschlossenen Mitarbeiter» müssen einen Arbeitsvertrag (mit der Missionsgesellschaft, «Interteam», «Frères sans frontières», der zuständigen Missionsregion usw.) haben und über die nötige fachliche und spirituelle Ausbildung (geleitet vom Missionsseminar Schöneck-Luzern) verfügen. Nach einem Jahr Zusammenarbeit mit der Missionsgesellschaft ist der «Anschlussvertrag» möglich.

Die «Angeschlossenen Mitarbeiter» erhalten als «bevorzugte Gäste» Anteil an

der Gemeinschaft der Missionsgesellschaft und Mitsprache (durch Information, Konsultation und Mitentscheidung) in den die missionarische Tätigkeit betreffenden Fragen.

Durch diese Weise der Zusammenarbeit wird für beide Teile eine Bereicherung erwartet, die nicht zuletzt eine «Öffnung zu neuen Horizonten» einschliesst, was überhaupt für den ganzen jetzt im Gang

befindlichen Prozess der «Auseinanderfaltung des Missionars» gilt. Die Erfahrungen müssen natürlich laufend geprüft, die Einsätze verbessert werden. Deshalb sind auch — wie es in einem Statut heisst — «grosse Offenheit, Rücksicht, Geduld und Beweglichkeit» aller, der bisherigen und der neuen Mitglieder und Mitarbeiter der Missionsgesellschaft, vonnöten.

Walter Heim

Ein Pionier kirchlicher Entwicklungsarbeit

20 Jahre «Brücke der Bruderhilfe»

Ein zündender Funke

Unter den Hilfswerken, die sich in unserem Lande frühzeitig mit der Not unterentwickelter Völker auseinandersetzen, gehört die von der Kath. Arbeiterbewegung gegründete «Brücke der Bruderhilfe». Der zündende Funke ging von einem kleinen Mann im Priesterrock aus, Josef Cardjin, Erwecker der christlichen Arbeiterjugendbewegung der Welt (JOC/CAJ) und späterer Kardinal. Er war 1954 von einer Reise durch Südamerika, Afrika und Asien zurückgekehrt und berichtete vor Vertretern von KAB-Bewegungen aus Europa von der erschreckenden materiellen, sozialen und geistigen Not in den Entwicklungsländern, so wie er es selbst gesehen und erlebt hatte: von überfüllten Elendsquartieren der Städte, von hohen Krankheits- und Sterblichkeitsziffern als Folge der ungenügenden Ernährung und Hygiene und dem Mangel an Pflegerinnen und Ärzten, von der herzlosen Ausbeutung vieler Landarbeiter, aber auch von der abstumpfenden Arbeitslosigkeit von Millionen Jugendlicher, die keine Hoffnung haben, je ein menschenwürdiges Dasein zu erreichen. Der erschütternde Bericht ging tief zu Herzen. In der Schweiz begannen führende Vertrauensmänner der KAB das Gehörte weiterzutragen und zu überlegen, wie eine wirksame Hilfeleistung an die Menschen in den wirtschaftlich und sozial zurückgebliebenen Ländern verwirklicht werden könnte. Man erinnerte sich dabei an die schweizerischen Missionsgesellschaften, die nahezu auf allen Kontinenten Missionäre im Einsatz haben, die dank ihrer Kenntnisse und Erfahrungen geeignete Ratschläge geben könnten.

Eine fruchtbare Sitzung

So luden sie denn die Oberen der vier grössten Missionsgesellschaften auf den 20. Juni 1955 ins Gesellenhaus Luzern zu einer Besprechung ein. Dort stellten sie die Frage: «Wie können wir Arbeiterinnen und Arbeiter der Schweiz den not-

leidenden Entwicklungsvölkern richtig gesteuerte Hilfe bringen. Aber — so sagten sie — wir möchten nicht einfach Almosen für sie sammeln, sondern Werke schaffen helfen, welche die Menschen dort instandsetzen, sich selber zu helfen.» Die Oberen setzten sich nach dieser Sitzung sogleich mit ihren Missionsfachleuten in Verbindung und konnten bald darauf interessante Bedürfnisse und Projekte vorlegen: Bau und Einrichtung von sozialen Schulungszentren, Handwerker- und Landwirtschaftsschulen, Einführung von Hauswirtschaftskursen, Ausbildung von Arbeiter- und Gewerkschaftsführern usw.

Was in kleineren Kreisen beraten und vorbereitet war, trat an der schweizerischen Delegiertenversammlung der KAB am Palmsonntag 1956 vor das Forum der Öffentlichkeit. Nachdem der bekannte Missionsfachmann P. Dr. Walbert Bühlmann OFM Cap. in seinem Vortrag über «Der soziale Grosskampf in den Missionsländern» eine wirkungsvolle Begründung für eine gut gezielte soziale Missions- und Entwicklungshilfe geboten hatte, wurde beschlossen, die Aktion «Brücke der Bruderhilfe» zu taufen und mit aller Kraft zu fördern.

P. Dr. Walbert Bühlmann schrieb hernach in der Schweizerischen Kirchenzeitung von einem eigentlichen Ereignis in der Geschichte schweizerischer Missionsarbeit, dass ein schweizerischer Verband von Arbeitern sich mit ernsthafter Verantwortung für die Menschen in den Missionsländern belade. Das war in jener Zeit wirklich etwas Neues.

Vom Wort zur Tat

Auf Dutzend Arten und Wegen begann eine intensive Sammelaktion. Jede Sektion konnte eigene Initiative entfalten. Sammelkarten mit Klebmarken wurden in Umlauf gesetzt, Sammlung von Punkten gestartet, Blutspendeaktionen gefördert, neue Abonnenten für die «Woche» und den «Sonntag» gewonnen, wobei in allen Fällen der Erlös in die «Brück-

ke-Kasse» ging. Altmetallsammlungen, Lotterien, Hauskollekten, Pfarreianlässe stellten sich in den Dienst dieser Aktion. In der Ostschweiz kam das System der Betriebsgruppen auf. Eifrige Missionsfreunde gewannen ihre Werkkameraden, jeweils beim Zahltag etwas für die «Brücke der Bruderhilfe» abzuzweigen. Diese Sammelmethode hat Schule gemacht und seither in Dutzenden von Fabriken, Büros und Geschäften Eingang gefunden.

Ende Juni 1958, also zweieinhalb Jahre nach Beginn der Aktion, hatten die Werk-tätigen bereits Fr. 284 800.— zusammengetragen. Die ersten Projekte, für welche dieses Geld verwendet wurde, waren: Errichtung eines Sozialzentrums in Dar es Salaam; Bau von Arbeiterheimen in Lindi und Songea (Tansania); Errichtung einer Handwerkerschule auf Formosa, einer Gewerbeschule mit Arbeiterheim in Poo-na (Indien); Beschaffung eines Camions zuhanden der Volkskücheaktion der christlichen Jungarbeiter in Tokio sowie Ausbildungshilfen für Arbeiterführer in Afrika und Südamerika.

Ein guter Baum bringt gute Früchte

Der Elan, mit dem die KAB-Leute den Helferwillen zu erwecken vermochten, hat sich bald auf andere, geistig verwandte Gruppen übertragen. So haben die Gesellenvereine sich an der Finanzierung der Handwerkerschule auf Formosa beteiligt und mitgeholfen, tüchtige Handwerkermeister als Lehrkräfte zu entsenden. Der schweizerische Jungwachtbund proklamierte 1956 ein eigentliches Missionsjahr. Daraus ging bekanntlich das Fastenopfer hervor. Die schweizerische katholische Bauernbewegung lancierte 1958 eine Aktion, um in Ndanda (Ostafrika) eine Landwirtschaftsschule bauen zu helfen. Auch die christlichen Unternehmer (VCU) waren von der Grosszügigkeit, mit der die Arbeitnehmer ihr Hilfswerk ausbauten, derart beeindruckt, dass sie beschlossen, innert 3—5 Jahren einen mindestens gleich hohen Beitrag für ein eigenes Projekt der Entwicklungshilfe aufzubringen (Aktion Offene Hand, heute IPROSCO). Auch die christlichen Gewerkschaften gründeten eine «Aktion Stundenlohn» und sensibilisierten ihre Mitglieder zu internationaler Solidarität. Selbst auf internationalem Boden brachte die Initiative der Schweizer KAB die Bruderverbände in Bewegung. Auf ihren Vorschlag hin wurde der 1. Mai zum Tag weltumspannender Brüderlichkeit festgelegt mit der Weisung, eine Sammlung zugunsten der notleidenden Brüder und Schwestern in den Entwicklungsländern durchzuführen.

In jenen Anfangsjahren wuchs auch die Idee, Laien als Entwicklungshelfer in die Missionsländer zu entsenden. In den Räumen des KAB-Sekretariates in Zürich

fand der erste Ausbildungs- und Vorbereitungskurs statt, zu dem sich 55 ein-satzfreudige, junge Menschen einfanden (daraus erwuchs das katholische Laien-helferwerk, heute Interteam).

Entwicklungshilfe dort und hier

Seit 1958 sind Dutzende von Projekten für landwirtschaftliche, hauswirtschaftliche und handwerkliche Ausbildung hinzugekommen. Sie alle konnten aus dem Postcheckkonto der «Brücke der Bruderhilfe», St. Gallen 90 - 13318, im Gesamtbetrag von über 7,5 Millionen Franken verwirklicht werden.

Das jährlich wachsende Spendeergebnis (1974: Fr. 1,2 Mio) rührt nicht zuletzt daher, dass mit jedem Jahr mehr Pfarreien ihre Verantwortung für die Dritte Welt über die «Brücke der Bruderhilfe» wahrnehmen.

Im Lauf der Jahre kam man in der Leitung der KAB immer mehr dazu, über die Ursachen der Unterentwicklung nachzudenken. Man sah ein, dass eine Aktion zur Bewusstseinsbildung im eigenen Volk parallel mit der Sammelaktion not tut. Es geht darum, es über die wahren Hintergründe der Diskrepanz zwischen der Lage der armen Entwicklungsländer und den reichen Industrieländern des Westens ins Bild zu setzen und es zu einer Haltung echter Solidarität aufzu-ütteln. Dieser Aufgabe dient das Seminar Dritte Welt, welches das Sozialinstitut der KAB zusammen mit dem Fastenopfer in verschiedenen Orten durchgeführt hat. Das gleiche Ziel strebte die Kaffee-Aktion «Solidaridad» an, durch die die Bevölkerung über die Ungerechtigkeiten aufgeklärt wurde, die mit der Kaffeeproduktion und dem Welt-Kaffee-Handel verbunden sind. Donnerschlägen gleich wirkten die Worte, die Dom Helder Camara aus Recife (Brasilien) an zwei Grosskundgebungen der KAB in Zürich an die Schweizer richtete und sie aufforderte, die eigene Umgebung auf die ungerechten finanziellen und wirtschaftlichen Strukturen und Abhängigkeiten zu prüfen. «Die Schweiz schuldet der Welt ein Beispiel» rief er aus. Die Männer und Frauen, die hinter der «Brücke der Bruderhilfe» stehen, sind entschlossen, dafür zu kämpfen, dass «Gerechtigkeit für alle» Wirklichkeit wird und echte Brüderlichkeit als Kennzeichen wahren Christseins auch in unserer Zeit Geltung hat.

Am 28. September wird sich die «Brücke der Bruderhilfe» zu einer öffentlichen Jubiläumsfeier in Zürich zusammenfinden. P. Dr. Walbert Bühlmann, der vor 20 Jahren bei der «Geburt» der Brücke die wegweisende Sinndeutung gab, wird auch beim Jubiläum das Hauptreferat halten im Sinne seines neuen aufsehen-erregenden Buches «Es kommt die dritte Kirche».

August Steffen

Berichte

Ein Jahr Jugendkonzil

«Die Kirche braucht Euch, um ihrer Sendung und um der Menschen unserer Zeit willen. Tragt von diesen festlichen Tagen Eure Freude und Euer Vertrauen in Eure Gemeinden.» So rief Kardinal Döpfner den ungefähr 5000 Jugendlichen zu, die Mitte August zur ersten Zwischen-etappe des Jugendkonzils nach Taizé gekommen waren.

Die Feier nannte sich «Tag des ganzen Gottesvolkes». Praktisch alle Altersstufen waren vertreten, neben dem Haupt-harst der Jugendlichen sogar Kinder und über 80jährige. Die Verbundenheit des Jugendkonzils zur Amtskirche kam durch die Anwesenheit der Kardinäle Döpfner, München, und Marty, Paris, und von Philippe Potter, Generalsekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen, zum Ausdruck. Döpfner, der erstmals in Taizé war, gestand, seine Erwartungen seien überboten worden: «Ich bewunderte in diesen Tagen Euer Beten, Schweigen und Euern Glauben und den Einsatz für die Einheit der Christen und gegen die Not der Menschen.» Philippe Potter, der übrigens in Taizé seine persönlichen Vorbereitungen für die Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen von Nairobi trifft, nahm zum Wandel der Ökumene Stellung. Die frühere Ökumene sei zu kirchlich und zu europäisch gewesen. Die heutige Ökumene sei «globaler, humaner, öffentlicher». Man sähe die wirklichen Konflikte: Süd/Nord, Ost/West. Wer sich in den Kampf gegen diese Spannungen einlasse, brauche die Meditation: «Die tiefere Verbundenheit mit Christus, der einigt und befreit.»

Taizé selber ist ein Beispiel für diese Einheit von Engagement und Meditation. Ebenso selbstverständlich wie den ganzen Sommer über Woche für Woche je 1500 Teilnehmer des Jugendkonzils sich in Gruppengesprächen mit dem Kampf gegen Unterdrückung auseinandersetzten, kamen sie täglich dreimal zu den Gebetszeiten mit der Brudergemeinschaft zusammen. Auch wenn die Diskussionen sich bis über Mitternacht hinaus erstreckten, war morgens um halb acht Uhr die Versöhnungskirche voller Jugendlicher... Im ersten Jahr des Jugendkonzils erfuhren viele Tausende in Taizé die Kirche als «Volk der Gemeinschaft, Gerechtigkeit und Meditation». Der Kontakt mit Gleichgesinnten rief ihnen in Erinnerung, was Potter am zweistündigen Vormittagsgottesdienst des «Tages des ganzen Gottesvolkes» mit den Worten formulierte: «Ihr seid nicht allein. Millionen, wirklich Millionen von Gläubigen suchen das gleiche wie ihr: Einheit und Befreiung.»

Walter Ludin

Amtlicher Teil

Für alle Bistümer

Bettagsopfer für die Inländische Mission

Die teilweise Entlastung der Inländischen Mission in den letzten Jahren wurde reichlich überkompensiert durch die Stammlandhilfe, Ausländerseelsorge, Altershilfe usw. Deshalb bitten die Schweizerbischöfe, in bester Verdankung des erfreulichen Opfers von 1974, sich der vorrangigen Bedeutung der Inländischen Mission für die katholische Schweiz auch bei der Durchführung der diesjährigen Kollekte bewusst zu sein und es nicht bei einem gewöhnlichen Kirchenopfer bewenden zu lassen.

Bistum Basel

Priesterrat des Bistums Basel

Die nächste Sitzung findet am 23./24. September 1975 in Delsberg statt.

Traktanden:

1. Protokoll vom 10./11. Juni 1975
2. Rahmenstatut für die Seelsorgeregionen (Kantone) im Bistum Basel
3. Auflösung der Strukturkommission des Priesterrates
4. Vertretung der Seelsorger im Seelsorgerat des Bistums Basel
5. Neuordnung der Visitationen im Bistum Basel
6. Informationen
7. Rückblick auf die Arbeitsperiode und Ausblick
8. Varia

Wünsche und Anträge sind zu richten an den Präsidenten Dr. F. Dommann, Baselstrasse 58, 4500 Solothurn.

Im Herrn verschieden

Arthur Rérat, Resignat, Seewen (SZ)

Arthur Rérat wurde am 10. August 1904 in Fahy geboren und am 15. Juli 1928 in Luzern zum Priester geweiht. Er wirkte zunächst als Vikar in Saignelégier (1928 bis 30) und Moutier (1930—33) und war dann 1933—46 Pfarrer in Rebeuvelier. 1946 zog er sich nach Basel und vor anderthalb Jahren nach Seewen (SZ) zurück. Er starb am 3. September 1975 und wurde am 6. September 1975 in Schwyz beerdigt.

Bistum Chur

Errichtung des Pfarrvikariates Fällanden (ZH)

Durch bischöfliches Dekret vom 1. September 1975 wurde das zur Pfarrei Maria-Frieden, Dübendorf, gehörende Gebiet der politischen Gemeinde Fällanden und die zwar zur politischen Gemeinde Fällanden gehörenden Ortschaften Pfaffhausen und Benglen, die jedoch durch bischöfliches Dekret vom 15. November 1963 der Pfarrei Maria-Krönung, Zürich/Witikon, zur seelsorglichen Betreuung zugeteilt wurden, zu einem eigenen, nicht selbständigen Pfarrvikariat erhoben.

Adressänderung

Julius Bondolfi, Pfarresignat, 6549 Pia-nezzo (TI), Telefon 092 - 27 50 09.

Bistum St. Gallen

Pfarrwahl

Auf Vorschlag des Bischofs wählten die Kirchgenossen von Niederwil *Arnold Hardegger*, Präfekt am Fatima-Institut in Wangs, zu ihrem neuen Seelsorger. Die Installation erfolgt am 14. September.

Bistum Sitten

Dr. Paul Werlen, Sekretär der Schweizer Bischofskonferenz, Domherr der Kathedrale in Sitten

Seine Exzellenz, Bischof Nestor Adam von Sitten, hat den Sekretär der Schweizer Bischofskonferenz, Herrn Dr. Paul Werlen, am 5. September 1975 zum Domherrn der Kathedrale in Sitten ernannt. Er tritt die Nachfolge des verstorbenen Domherrn Joseph Weissen an.

Der neue Domherr ist Burger von Ferden und Wiler. Er wurde am 9. Oktober 1923 in Naters geboren. Nach der Primarschule in Brig und dem Gymnasium am Kollegium «Spiritus Sanctus», das er mit der Matura abschloss, begann er 1944 das Theologiestudium im Priesterseminar von Sitten. 1946 zog er nach Rom, wo er nach zwei Jahren des Studiums an der Päpstlichen Universität Gregoriana 1948 das Lizentiat in Philosophie und nach weiteren vier Studienjahren 1952 das

Doktorat in Theologie mit einer Arbeit über die Menschenrechtserklärung der UNO erwarb.

Nach Sitten zurückgekehrt, übertrug ihm der Bischof die Leitung der Pfarrei Bellwald (1952—1953). Im Jahre 1953 wurde er zum deutschen Kaplan in Sitten ernannt. Diese Stelle, die mit einem Rektorat an der Kathedrale verbunden war, hatte er bis 1958 inne. In diesem Jahr übernahm er die Seelsorge als Pfarrer in der Pfarrei Turtmann (und später als Administrator von Ergisch), bis er im Jahre 1961 nach Rom gerufen wurde, wo er als Mitarbeiter an der «Caritas Internationalis» tätig war.

Im Jahre 1963 wurde er Professor für Liturgie und Pastoraltheologie am Priesterseminar in Sitten.

Als im Jahre 1966 die Schweizer Bischofskonferenz ein ständiges Sekretariat errichtete, wurde Professor Dr. Paul Werlen zum ersten ständigen Sekretär gewählt und mit dem Aufbau des neuen Sekretariates betraut, das er während zehn Jahren geleitet hat.

Wir gratulieren dem neuen Domherrn und heissen ihn in Sitten herzlich willkommen.

Bischöfliche Kanzlei

Hinweise

Zu «Segnungen der Kirche»

Nachdem in Nr. 34 auf zwei neu erschienene Werkbücher für Segnungen empfehlend hingewiesen wurde, sei hier auch auf das bereits in 2. Auflage vom Bischöflichen Seelsorgeamt Regensburg herausgegebene Buch «Segnungen und Weihen» aufmerksam gemacht (Verlag Josef Kral, Abendberg). Schon im Vorwort wird darauf hingewiesen, dass es sich bei den 95 Segensformularen «nur um Bausteine handeln kann: Der Seelsorger am Ort möge aus seiner Verantwortung heraus das jeweilige Anliegen aufgreifen und die Texte entsprechend gestalten.» Auch wird betont, dass die Segnungen so gestaltet sind oder sein sollen, dass sie als liturgische Handlung erkennbar sind. Hilfreich gesellen sich so zur eigentlichen Segensformel «das klärende Wort», um «irrigen Auffassungen und missbräuchlicher Verwendung vorzubeugen», passende Texte aus der Heiligen Schrift und Fürbitten. «Segnungen und Weihen» ist in Form eines Ringbuches erschienen, damit fortlaufend Texte ergänzt oder ausgetauscht werden können, desgleichen um für eine Segnung nicht immer das Buch,

sondern nur das betreffende Formular mitnehmen zu müssen. Eine einprägsame Schrift und ein alphabetisches Inhaltsverzeichnis gleich auf den ersten Seiten erleichtern dem eiligen Seelsorger den Gebrauch dieses sehr gediegenen Werkbuches.

Anton Frei

Neue Bücher

Christliches und Jüdisches über das Vaterunser

Bemerkungen zu dem von Michael Brocke, Jakob J. Petuchowski und Walter Strolz herausgegebenen Buch: «Das Vaterunser, Gemeinsames im Beten von Juden und Christen», Freiburg (Herder) 1974.

Das Vaterunser sei das jüdischste und das christlichste Gebet. Dies oder Ähnliches hört man heute unisono von christlichen und von jüdischen Lehrern. Man misst der Tatsache grosses Gewicht bei, dass Jesus dieses, der Form und dem Geiste nach jüdische Gebet seinen Jüngern vorschrieb. Worte und Gedankenduktus des Vaterunsers sind nicht spezifische Erfindungen Jesu. Der grosse Meister des Gebets aus Nazareth fasste vielmehr die damaligen «Säulengebete» (besonders das Kaddisch und verschiedene Vorformen des Achtzehngebetes) so zusammen, dass daraus ein Gebet von ungeheurer Dichte wurde. Dies zu zeigen war die Hauptabsicht der Herausgeber dieses Buches. Darüber hinaus wollten sie auch zeigen, wo und wie überall der Geist des Vaterunsers weht: im Alten Testament, in der jüdischen Liturgie, in der alten griechischen Welt und im Christentum. Schliesslich ging es auch um einen Gebets-Erfahrungsaustausch: Was empfindet der Jude, wenn er das Kaddisch usw. betet? Welche Erfahrungen hat die christliche Seelsorge mit dem Vaterunser gemacht? Wie könnten Christen und Juden zu einer intensiveren Gebetsgemeinschaft werden? Dementsprechend hat das Buch vier Hauptteile: I. Die Glaubenswelt des Vaterunsers in den wichtigsten jüdischen Gebeten. II. Der Geist des Vaterunsers im alttestamentlichen Glauben und Beten. III. Das Vaterunser im Horizont der griechischen Antike. IV. Das Vaterunser im Neuen Testament und im Christentum.

Die einzelnen Untersuchungen sind von verschiedener Qualität. Besonders profund — durchaus Neues sagend — sind folgende Beiträge geraten: «Awin Malkenu (Unser Vater, unser König!)» (S. Lauer), S. 120—128; «Der Ketzersegen» (J. J. Petuchowski), S. 90—101; «Der Geist des Vaterunsers im alttestamentlichen Glauben und Beten» (Alfons Deissler), S. 129—150; «Der Zeushymnus des Kleantes» (Simon Lauer), S. 151—162; «Das Vaterunser — ein Gebet für Juden und Christen?» (Anton Vögtle), S. 165—195; «Das Vaterunser in der seelsorgerlichen Praxis» (Josef Bommer), S. 231—243. Auch für die weiterführenden bibliographischen Hinweise von Michael Brocke (S. 246—254) ist man sehr dankbar.

Nicht ganz gelungen sind leider die in diesen Zusammenhängen sehr wichtigen Artikel von Johann Barta: «Das Achtzehngebet — Eine Betrachtung» (S. 77—89) und von Baruch Granbard: «Das Kaddisch-Gebet» (S. 102—120). Vermutlich sind Missverständnisse daran schuld. Die beiden Verfasser vermitteln zwar gute Einblicke in jüdische Gebetsmentalitäten und in jüdisch-traditionelle Auslegungen dieser Gebete. Sie können sich aber nicht dazu entschliessen, den Fragen nach den Anfängen dieser Gebete kritisch

nachzugehen. So bleibt leider eine alte Lücke weiterhin offen.

Trotz dieser Vorbehalte ist dieses Vaterunser-Buch eine grosse ökumenische Leistung. Seine Konzeption kann Anregungen für differenziertere Einzelforschungen und für die Gebetspraxis vermitteln.

Clemens Thoma

Frage und Antwort

Mit dem zehnten Bändchen ist die Reihe «Frage + Antwort», die die Leserfragen an die Zeitschrift «Stadt Gottes» und die Antworten von Dr. P. Leonhard Thomas SVD thematisch geordnet noch einmal anbietet, abgeschlossen. Verlegt wurde die Reihe von St. Gabriel, Mödling (Österreich)¹.

Hier soll paradigmatisch das Bändchen 6 näher betrachtet werden. Es behandelt Fragen über drei Sakramente: Eucharistie, Busse, Krankensalbung. Das Anliegen der kleinen Schrift ist ein pastorales. «Sie möchte orientieren, um anzuregen und um so wieder des eigenen Christentums froh zu werden» (Vorwort). Da es sich um eine Sammlung von Antworten auf Leserfragen handelt, bietet das Bändchen keine erschöpfende Behandlung der Themen. Es spiegelt bestimmte Trends der modernen Theologie und der nachkonziliären Liturgie und vor allem die Reaktionen des breiten Glaubensvolkes wider. Die Fragen betreffen teils Wesentliches, wie zum Beispiel Realpräsenz und Konsekration der Eucharistie oder Sinn und Wesen der Beichte und Bussfeier, teils werden nebensächliche Fragen behandelt, wie die Handkommunion oder Beichte am Telefon, teils kommen konkrete Fragen des Glaubenslebens zur Sprache, wie zum Beispiel Warum beichten? Was heisst: zeitgemäss beichten?

Der Autor versteht es vortrefflich, aus unwichtigen Fragen auf das Grundanliegen des Fragestellers zu schliessen, um ihm von erhöhter Warte aus Einsicht in den tieferen Sinn der Dinge zu vermitteln. Die Sprache ist leicht verständlich, mit Bildern aus dem Alltag durchsetzt und die Formulierungen sind knapp, träf und gelegentlich humorvoll; die Antworten sind theologisch fundiert und seelsorgerlich erwogen, sie stützen sich womöglich auf die Hl. Schrift, auf offizielle Dokumente und zeigen gelegentlich den geschichtlichen Zusammenhang auf. (Die Frage betreffs Bussfeier mit Generalabsolution [S. 64—65] konnte leider noch nicht mit Rücksicht auf die inzwischen für uns gültig gewordenen Bestimmungen beantwortet werden.)

Diese Schrift kann für Gebildete ebenso wie für einfache Leute dienlich sein und bietet auch manchem Seelsorger und Katecheten mundgerechte Antworten, für die er dankbar sein wird.

Thomas Perler

¹ Band 1: Bekenntnisse — Kirchen — Ökumene, 1972, 156 S. Band 2: Menschsein — Auftrag — Erfüllung, 1972, 139 S. Band 3: Glauben — Beten — Suchen, 1972, 153 S. Band 4: Was erwartet uns drüben?, 1973, 119 S. Band 5: Bibel — Jesus — glaubwürdig?, 1973, 132 S. Band 6: Eucharistie — Busse — Krankensalbung, 1974, 87 S. Band 7: Was heisst schon «Kirche»? 1974, 80 S. Band 8: Heiliges und Heilige, 1975, 102 S. Band 9: Ehe — Problem oder Sakrament?, 1975, 106 S. Band 10: Gebot — Sünde — Vergebung, 1975, 134 S.

Einzelbesprechungen

Ernst-Wolfgang Böckenförde, Franz Böckle (Hrsg.), Naturrecht in der Kritik, Mainz, Matthias-Grünwald, 1973, 324 S.

Die Lektüre dieses Buches zeigt, wie zerstritten das Naturrecht heute ist, und dies hauptsächlich deswegen, weil der Begriff einer konstanten, unveränderlichen Natur und Wesenheit verloren gegangen ist. Ganz ehrlich sagt der Herausgeber Franz Böckle am Schluss: «Mancher Leser dieses Sammelbandes kritischer Beiträge zur Naturrechtslehre wird sich fragen, was denn nach so vielen Einwänden am Schluss von der Sache des Naturrechts noch bleibe.» Die Beiträge sind jeder für sich sehr interessant, konzentrieren sich aber ganz auf die Kritik und Problemgeschichte. An die Beantwortung der Frage, ob es eine bleibende Natur und ein Naturrecht gibt und wie das letztere in der ersten gründet, wagt keiner heranzugehen. Die scholastische Naturrechtsbegründung, die lange überzeugte und auf die sich mehrere päpstliche und bischöfliche Hirtenschreiben, neustens auch *Humanae vitae* stützen, wird heute abgelehnt, weil sie angeblich ein versteckter Zirkelschluss ist. Dies hat eine Krise des kirchlichen Lehramtes zur Folge. Nachdem hinsichtlich des Naturrechtes alles problematisch geworden ist, wäre es dringend, dass die Rechtsphilosophie und auch die Theologie sich um dieses Problem wieder vermehrt annehmen würden.

Josef Rössli

Vom Herrn abberufen

P. Thaddäus Vonarburg OFMCap

Geboren am 18. Februar 1907 wuchs er, inmitten von 12 Geschwistern, auf dem Hof Obergattwil, zwischen Buttisholz und Nottwil, auf. Seine Eltern waren ihm Vorbild fürs Leben. Der Vater ein tüchtiger kluger Bauer, von dem Toni, wie P. Thaddäus damals hiess, die schlaun Äuglein geerbt hatte. Der Mutter, einer geschätzten frommen Frau, die ihre grosse Kinderschar durch Güte regierte, war er ganz besonders zugetan. Es kamen die Jahre der Primarschule, die er in Buttisholz absolvierte, während für Kinderlehre und Gottesdienst Nottwil zuständig war. 1921 trat er in die 2. Klasse des Kollegiums in Stans ein und lebte sich schnell in die Gemeinschaft der Klassenkollegen ein. Eine echte Bubenreaktion auf kleinliche, ja ungerechte Behandlung liess ihn dann und wann über die Stränge schlagen... Ende August 1926 öffnete sich ihm die Pforte des Noviziates auf dem Wesemlin Luzern. Es folgten die damals üblichen Studienjahre in Klöstern der Deutsch- und Westschweiz. 1933 feierte er in Nottwil die Primiz. Er freute sich auf die kommende Kapuzinerarbeit in der Seelsorge. Da zwang ihn eine Lungenkrankheit zu einem zweijährigen Kuraufenthalt in Montana, wo er sich seine Liebe zum Wallis und dem französischen Idiom holte. Er erholte sich so gut, dass er sich voll in die Stränge legen durfte. Er wurde ein eifriger Seelsorger, als Kapuziner war er vor allem im Beichtstuhl und auf der Kanzel daheim, so auch als «Prediger» in den Zuger Stadtkirchen und in der Kathedrale Solothurn. 1945 übernahm er das Amt eines Vikars im Kloster Solothurn und dann folgten sich die nicht immer leichten Jahre als Guardian oder Vikar in den Klöstern Wil, Schwyz, Schüpfheim, Näfels, Mels und Rapperswil. Das Vertrauen der Mitbrüder wählte ihn 1957 und 1960 ins Definitorium der Schweizer Provinz. Inzwischen hatte er sich zu einem vorzüglichen Baumeister entwickelt. In Schwyz, Schüpfheim, Näfels, Mels und Rapperswil renovierte er Kirchen und Klöster, unverdrossen neubeginnend, wenn ein Auftrag er-

ledigt war. Die Wiener Kapuziner holten ihn als Berater beim Bau des neuen Klosters in Klagenfurt. Er hielt dabei viel auf Tradition, für geschichtlich Gewachsenes, aber auch für alles, was die moderne Zeit an Wertvollem anbot. Kritiken blieben ihm nicht erspart; wo wird so umgebaut oder renoviert, dass jedermann mit der getroffenen Lösung einverstanden wäre? Der Engpass der Finanzierung zwang ihn manchen Kompromiss ab. Oftmals setzte es dabei Diskussionen ab, er war nicht leicht zu überzeugen. Nie aber trug er jemals eine Kritik nach. Seine männliche Religiosität bewahrte ihn vor liebloser Auseinandersetzung oder Rachsucht.

1972 erhielt der Nimmermüde einen leichteren Posten, befreit von den Sorgen eines Obernamtes und Bauleiters, in Wil. Aber er setzte sich nicht zur wohlverdienten Ruhe. Regelmässige Aushilfen in den Pfarreien, Betreuung von Schwesterngemeinschaften und Monatsvorträge für Weltpriester forderten dem fast 70jährigen die letzte Kraft ab. Durch eifriges Körpertraining suchte er der wachsenden Müdigkeit Herr zu werden. Fast plötzlich und unerwartet packte ihn eine schwere Erkrankung, zwang ihn in die Intensivstation des Kantonsspitals St. Gallen. Alle Hilfe kam zu spät. Nach wenigen Wochen trat am 12. Juli 1975 der Tod an sein Krankenlager. Er wurde auf dem Friedhof des Klosters Wil begraben und wartet dort der Auferstehung.

Hilmar Pfenniger

Dr. P. Theophil Graf OFMCap

Am Festtag des heiligen Fidelis von Sigmaringen, am 24. April 1975 — dem Patron des Stanser Kollegiums —, spazierte nach dem Mittagessen einige Patres im Klostergarten. Mitten im Gespräch sank P. Theophil zusammen und fiel mit dem Kopf auf eine Steinplatte. Bei Bewusstsein empfing er die Krankensalbung und betete mit. Im Kantonsspital in Stans versuchten die Ärzte mit allen Mitteln, sein Leben zu retten, aber auf dem Operationstisch versagte das Herz seinen weitem Dienst. Wie das Weizenkorn im Evangelium hat sich P. Theophil verbraucht und verzehrt.

39 Jahre lang diente er als Lehrer, Priester und Seelsorger dem Kollegium, dem Kloster und dem ganzen Nidwaldnervolk und -land. Täglich begegnete man ihm in den Gängen von Kloster und Kollegium mit einem Stoss Bücher oder Zeitschriften unter dem Arm als Ausdruck seiner Einsatzbereitschaft, seiner Schaffenskraft, und zwar auf allen Gebieten, wo ihm Aufgaben gestellt wurden. Nach der Priesterweihe wurde er zum Weiterstudium an die Universität Freiburg geschickt, wo er die Fächer Geschichte, Hilfswissenschaften zur Geschichte und Deutsch belegte. 1936 doktorierte er mit höchster Auszeichnung. «Die Entstehung des Kapuzinerordens — eine quellenkritische Studie», hiess die Doktorarbeit. Seinem Lehrer, Prof. Gustav Schnürer, blieb er in tiefer Verehrung und Nachahmung lebenslang dankbar und zitierte ihn in Gesprächen und im Unterricht bis in seine letzten Lebens-tage.

Während seiner ganzen Lehr- und Forschungstätigkeit widmete er sich mit Vorliebe, Akribie und Zähigkeit der Geschichte religiöser Institute und Gestalten. In der Reihe «Orden der Kirche» stammt das Buch «Die Kapuziner» aus seiner Feder; im Sammelwerk «Helvetia sacra» stellte er mit Fachkenntnis die Klöster der Kapuzinerinnen dar. Er entdeckte ganz neue Zusammenhänge im Seligsprechungsprozess von Sr. Bernarda Heimgartner, der Mitbegründerin der Menzinger Kongregation. Nicht abgeschlossen ist eine

grossangelegte Studie über Don Rusca, der ähnlich wie der heilige Fidelis in den Glaubenswirren das Martyrium erlitt.

Auch mit der Nidwaldner Geschichte war er bestens vertraut und deutete — fast als Lieblingsbeschäftigung — viele Flur- und Ortsnamen.

Die umfassenden Kenntnisse und seine Schaffenskraft zeigten sich auch in seiner Lehrtätigkeit am Kollegium St. Fidelis. Fast 40 Jahre dozierte er Geschichte, rein zeitlich und physisch eine bewundernswerte Leistung. Sein Vortrag war lebhaft und aushörend. Er versuchte die Stunden interessant zu gestalten durch viele Einzelheiten und lustige Anekdoten mit dem Hinweis auf Fakten aus der neuesten Gegenwart und aus der nächstliegenden Geschichte von Nidwalden. Grosses Gewicht legte er auf das Quellenstudium, und die berühmten «Quellenhefte» zur Schweizer Geschichte und voll beschriebene Tafeln gehörten zum typischen Merkmal einer Geschichtsstunde von P. Theophil. Er hatte über bestimmte Fragen eigene Auffassungen, von denen er sich nicht abbringen liess.

Einem Priester-Lehrer kann es nicht genügen, nur seine Fächer zu dozieren, in jeder Wissenschaft leuchtet ja auch ewige Weisheit. P. Theophil hat in seinem Unterricht darauf hingewiesen — in seinem Fach gab es ja genügend Gelegenheiten —, nicht frömmelnd und aufdringlich, aber überzeugt und in den letzten Jahren auch warnend.

Neben der Schule war P. Theophil auch seelsorglich tätig. Er hat oft und gern gepredigt, hatte unter anderem 6 Jahre den Predigerposten in der Pfarrkirche von Stans inne. Noch heute ist er dem Stanser Kirchenvolk in bester Erinnerung, wie er in seiner Vollkraft ein ausgezeichnete Prediger war: gründliche Erarbeitung, packend in der Formulierung und Darstellung — hier kam etwas vom Theaterregisseur und Rhetoriker zum Vorschein — und mit gewählter Diktion. Und was alle schätzten: die Kürze seiner Predigten. Von einem Autounfall her litt er an einem Gehörschaden, was ihn beim Beihören hinderte. Dafür betreute er seelsorglich ganz im stillen einzelne Gläubige und half ihnen, Krisensituationen zu überbrücken.

P. Theophil war nicht nur ein seelsorglich engagierter Priester, sondern auch ein innerlicher Ordensmann, auch wenn er seine Religiosität in keiner Weise zur Schau trug. Was er bei Klöstergemeinschaften erforschte und darstellte, nämlich, wie die evangelischen Räte gelebt werden, das war ihm selber Herzensanliegen. Er konnte mit Eifer strenge Auffassungen vertreten, aber er stellte auch an sich selber Forderungen und verrietete mit grosser Regelmässigkeit sein Gebet. Man konnte ihn oft betend auf den Knien in seiner Zelle überraschen, wenn man ihm schnell etwas hineinlegen wollte und er das Anklopfen überhört hatte. Vor einem halben Jahr konnte er sein goldenes Ordensjubiläum feiern. 50 Jahre hat er in Ehren sein Versprechen durchgetragen. Alle, die ihn kannten, schulden ihm tiefen Dank. Der Herrgott lohne es ihm und schenke ihm nun seine Herrlichkeit.

Athanas Jenny

Kurse und Tagungen

Bettags-Wochenende

Über den Eidgenössischen Bettag führt das Antoniushaus Mattli in Morschach einen Bildungstag durch, der auf allgemeines Interesse stossen dürfte. Zum Thema wurde

ein Anliegen gewählt, das heute viele Menschen beschäftigt, im persönlichen und gesellschaftlichen Leben: *Schuld und Sühne*. Hauptleiter des Tages ist Dr. P. Roger Moser. Weitere Mitarbeiter (P. Hilarin Felder, Dr. Josef Bättig u. a.) gehen das Thema von verschiedenen Seiten und mit verschiedenen Methoden an.

Anmeldung und ausführliches Programm bei: Antoniushaus Mattli, 6443 Morschach, Telefon 043 - 31 22 26.

Aargauische Priesterkonferenz

Einladung zur Jahresversammlung an alle Mitglieder und Interessierte auf Mittwoch, den 17. September 1975, 14.00 Uhr, Hotel Rotes Haus, Brugg.

1. Flottes Passieren der gewohnten Traktanden;

2. Vortrag von Prof. Dr. Walter Nigg, Zürich: «Heilige sind anders».

Schluss der Tagung ca. 16.30 Uhr. Da verschiedene Dekanate nach dem Bettag in Weiterbildungskursen weilen, musste unsere Tagung vorverschoben werden. Der Vorstand hofft, dass viele sich für den Vortrag interessieren, sich auf das gemeinsame Treffen freuen und sich dafür Zeit machen können.

Seminar Jugend und Liturgie

Liturgische Festfeier: Advent und Weihnachten mit Jugend und Gemeinde.

Programm: In täglichen Informationen sollen «Menschliche Grunderfahrungen» aufgegriffen und im Lichte der Botschaft Christi gewertet werden. Weitere Angebote sind: Eucharistiefestern, Wortgottesdienst, Bussfeier, Schriftmeditation. Als Gruppenarbeit sind vorgesehen: Gottesdienstgestaltung, Lern- und Kreativitätsfelder für die Advents- und Weihnachtszeit.

Ort und Zeit: Schweizer Jugend- und Bildungszentrum, Einsiedeln, 5.—11. Oktober 1975.

Anmeldung an: Arbeitsstelle Jugend + Bildungsdienst, Postfach 159, 8025 Zürich, Telefon 01 - 34 86 00.

Die Frau — herausgefordert durch die neue Zeit

Im Jahr der Frau laden der Schweizerische Katholische Frauenbund, der Verein Katholischer Lehrerinnen der Schweiz und die Gemeinschaften Christlichen Lebens (ehem. Marianische Kongregationen) ein zu einer *Studientagung am 27./28. September 1975* im Schweizer Jugend- und Bildungszentrum, Einsiedeln, mit dem obgenannten Thema: «Die Frau — herausgefordert durch die neue Zeit». Als Referentin wirkt Sr. *Uta Fromherz*, Studienleiterin an der Académie St. Croix, Freiburg.

Das nähere Programm ist erhältlich im Schweizer Jugend- und Bildungszentrum, 8840 Einsiedeln, Telefon 055 - 53 42 95. An diese Adresse sind auch die Anmeldungen zu richten.

Meditationskurse im Schweizer Jugend- und Bildungszentrum, Einsiedeln

Selbst meditieren — andere zur Meditation hinführen.

1. Meditation A: Einführungskurs, 27.—31. Oktober 1975.

2. Meditation B: Aufbaukurs, 2.—6. November 1975.

3. Meditation C: Bildungsmeditation als Brücke zum innern Kontakt in Jugendgruppen (nur für solche, die in Meditation mit Jugendlichen Erfahrung haben), 22.—23. November 1975.

Anmeldung an: Arbeitsstelle Jugend + Bildungsdienst, Postfach 159, 8025 Zürich, Telefon 01 - 34 86 00.

Katholischer Seelsorgerat des Kantons Luzern

Das Thema «Ehe und Familie» steht auf dem Programm eines Studententages, der diesen Herbst für die Mitglieder des Katholischen Seelsorgerates des Kantons Luzern durchgeführt wird. Die Tagung dauert von Samstag, den 27. September, 16 Uhr, bis Sonntag, den 28. September, 16 Uhr und findet im Priesterseminar Luzern statt. Folgende Fachleute haben sich zur Mitarbeit bereit erklärt: Dr. Walter Greter, Gynäkologe; lic. iur. Hans Leu; Walter Odermatt, Eheberater; Godi Hirschi, Mitglied der Synode 72. — Tagungsprogramme sind erhältlich bei: Fredy Hägi, Sonnhaldenstrasse 18, 6210 Sursee.

Gesprächsführung und Beratungsgespräch

Ziel dieses Kurses ist das Erlernen einer prozessorientierten Gesprächsführung. Praktisch geht es um das Erlernen einer Gesprächstechnik, die dem Fragenden oder Hilfesuchenden eine Möglichkeit bietet, Entscheidungen optimaler selber zu suchen und zu treffen.

Kurstermin: 29. September bis 3. Oktober 1975 in Schwarzenberg (LU).

Anmeldung und Programme bei: Arbeitsteam für Kommunikations- und Verhaltenstraining, Postfach 1061, 6002 Luzern.

Methodikkurs in Erwachsenenbildung

Bildung, Weiterbildung, Erwachsenenbildung sind gebräuchliche Begriffe. Bald jedermann weiss um ihre Bedeutung. Wie aber packt man die Sache an?

Das Sozialinstitut der KAB will auf diese Frage in einem Wochenkurs Antwort geben, der vom 5. bis 11. Oktober 1975 im Haus St. Josef in Lungern stattfindet.

Der Kurs richtet sich an Leute, welche für ihren Verein, ihre Organisation, Pfarrei oder Gemeinde die Aufgabe übernommen haben oder zu übernehmen gedenken, Erwachsenenbildungsveranstaltungen sachlich und methodisch richtig zu planen und/oder durchzuführen.

Auskunft und Prospekte erhalten Sie beim Sozialinstitut der KAB, Ausstellungsstrasse 21, Postfach 349, 8031 Zürich, Telefon 01 - 42 00 30.

Mitarbeiter dieser Nummer

Alfred Clausen SJ, Hirschengraben 86, 8001 Zürich

Werner Egli, Pfarrer, Grüenastrasse 2, 9424 Rheineck

Anton Frei, Pfarrer, 6122 Geiss

Dr. Walter Heim SMB, Missionshaus, 6405 Immensee

Karl Imfeld, Pfarrer, 6064 Kerns

Josef Jenny, Pfarrer, Bühlstrasse 8, 5033 Buchs

P. Athanas Jenny OFMCap, Kollegium, 6370 Stans

P. Walter Ludin OFMCap, Murtenstrasse 235, 1701 Freiburg

Thomas Perler, Kaplan, 1716 Plaffeien

P. Hilmar Pfenniger OFMCap, Kapuzinerkloster, 6430 Schwyz

Dr. Josef Röösl, Professor, Gerlisbergstrasse 639 c, 6006 Luzern

Dr. Kurt Stalder, Professor, Schwarztortstrasse 35, 3007 Bern

August Steffen, alt Zentralsekretär KAB, Kappenbühlweg 10, 8049 Zürich

Dr. Clemens Thoma, Professor, Abendweg 22, 6006 Luzern

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Redaktion

Hauptredaktor

Dr. Rolf Weibel, Frankenstrasse 9, Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 22 74 22

Mitredaktoren

Dr. Karl Schuler, Bischofsvikar, Hof 19, 7000 Chur, Telefon 081 - 22 23 12

Dr. Ivo Fürer, Bischofsvikar, Klosterhof 6, 9000 St. Gallen, Telefon 071 - 22 81 06

Verlag

Raeber AG, Frankenstrasse 7—9

Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern

Telefon 041 - 22 74 22 / 3 / 4

Postcheck 60 - 162 01

Annoncenannahme

Orell Füssli Werbe AG, Postfach 1122, 6002 Luzern, Telefon 041 - 24 22 77

Abonnemente

Inland:

jährlich Fr. 52.—, halbjährlich Fr. 28.—

Ausland:

jährlich Fr. 62.—, halbjährlich Fr. 32.50

Einzelnummer Fr. 1.50.

Redaktionsschluss und Schluss

der Inseratenannahme: Montag 10 Uhr

Nachdruck von Artikeln, auch auszugsweise, nur mit ausdrücklicher Genehmigung durch die Redaktion gestattet.

Katholische Kirchgemeinde Regensdorf (ZH)

Wir suchen per sofort oder später neben- oder vollamtliche(n)

Katechetin(en)

für die Erteilung von Religionsunterricht in der Primarschule. Besoldung gemäss Richtlinien der Römisch-katholischen Zentralkommission des Kantons Zürich.

Anmeldungen an: Vikar E. Maeder, kath. Pfarramt, Schulstrasse 112, 8105 Regensdorf, Telefon 01 - 840 43 00.

Die Pfarrei Wohlen sucht einen

Resignaten

Zur seelsorgerlichen Tätigkeit stehen offen: Betreuung von zwei Alterswohnheimen, Hausbesuche und das Feiern von Gottesdiensten. Der Aufgabenkreis wird den persönlichen Wünschen des Bewerbers angepasst. Es steht ein eigenes Haus zur Verfügung. Die Honorierung erfolgt im Rahmen der seelsorgerlichen Mitarbeit. Der Amtsantritt kann Anfangs November oder nach Übereinkunft erfolgen.

Anmeldungen sind erbeten an Oswald Notter, Pfarrer, Kath. Pfarramt, 5610 Wohlen (AG).

Berücksichtigen Sie bitte unsere Inserenten, und beziehen Sie sich bei allen Anfragen und Bestellungen auf die **Schweizerische Kirchenzeitung**

Praxis

für Graphologie, psychologische Beratung und Radiästhesie:

Charakteranalysen, Berufs- und Partnergutachten, Vorträge über Graphologie und Radiästhesie.

Joseph Seller, Theologe, dipl. Pädagoge und Berufsgraphologe. Postfach 145, 3000 Bern 9, Telefon 23 57 57.

Bereits in 3. Auflage!

Walbert Bühlmann

Wo der Glaube lebt

Einblicke in die Lage der Weltkirche.

344 Seiten, kart. lam., Fr. 34.50
Die These dieses Buches: Nie zuvor hatte die Kirche eine grössere Chance, Kirche der Welt zu werden. Karl Rahner an den Autor: «... ich finde Ihr Buch einzigartig, kritisch und Hoffnung weckend zugleich.»

Herder

KEEL & CO. AG Weine

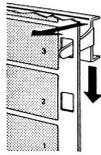
9428 Walzenhausen
Telefon 071 - 44 14 15



Bauer macht keine Prrrprojektoren.

Bei den Bauer-P6-16-mm-Projektoren hört man den Ton vom Film statt das Geratter vom Projektor. Weil das neue Greifersystem den Filmtransport in nicht weniger als 5 Phasen pro Bild aufteilt:

1.



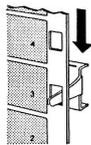
Der Filmgreifer wird präzise in die Perforation eingeführt. Da er sich in dieser Phase vertikal kaum bewegt, trifft er weich auf den Perforationsrand. (Hier wird bereits die erste Geräuschquelle ausgeschaltet.)

2.

Der Greifer wird jetzt gleichmässig beschleunigt bis zur Maximalgeschwindigkeit. Übrigens verfügt er jetzt über 4 Zähne. Dadurch wird der Film geschont. Falls er bereits Schäden aufweist, wird er dennoch einwandfrei transportiert.



3.

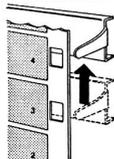


Der Greifer bremst den Film gleichmässig ab bis zum Stillstand. Dadurch, dass nicht brüsk gestoppt wird, kann wiederum ein hartes Aufschlageräusch vermieden werden. (Dies bewirkt auch einen maximalen Bildstand.)

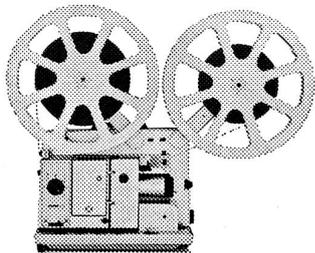
4.

Der Greifer hebt sich etwas vom Perforationsrand ab und zieht sich aus der Perforation des stillstehenden Filmes zurück. Jetzt erfolgt die Projektion des einzelnen Filmbildes.

5.



Der Greifer geht wieder in die Ausgangsposition zurück. Dieser fünfstufige Vorgang wiederholt sich je nach Vorführungsgeschwindigkeit 18 oder 24 mal in der Sekunde. Und genau so oft wird das harte Rattern vermieden, obwohl der Film mit dem optimalen Schaltverhältnis von 1 : 6,9 transportiert wird.



Bauer-P6-Projektoren laufen leiser. Sie haben eine hohe Verstärkerqualität, eine grosse Lichtleistung und einen einzigartigen Bedienungskomfort. Wenn Sie das hören und sehen möchten, verlangen Sie unverbindlich eine Vorführung. Telefon 01/42 94 42.

BAUER

BOSCH Gruppe

KLOTI WILD

Pfarrblatt-Verlag in der deutschsprachigen Schweiz

sucht

REDAKTOR FUER PFARRBLATT

Arbeitsaufwand zirka 1 Tag pro Woche.

Unser katholisches Pfarrblatt erscheint wöchentlich seit 1932, hat einen Umfang von 4 Seiten und geht an rund 150 Pfarrgemeinden.

Wir bieten gutes Honorar und erwarten vom Bewerber ein theologisches Studium, journalistische Begabung, administrativ-organisatorische Fähigkeiten, exakte Terminierung und Einfühlungsvermögen in die pastorale Situation der Regionen.

Handschriftliche Offerten sind erbeten an den **CHRISTOPHORUS-VERLAG ARLESHEIM** Buchdruck Offset Bloch, Baselstrasse 15, 4144 Arlesheim, Telefon 061 - 72 19 00.

Als **Spezialist** widme ich mich der dankbaren Aufgabe, in **Kirchen und Pfarreiheimen**

Lautsprecher- und Mikrofon-Anlagen

auch für **Schwerhörige** mittels Induktion ausgebaut, einzurichten. Eine solche Installation erfordert vom Fachmann äusserst individuellen Aufbau von hochqualifizierten Elementen. Durch die neue **Hi-Fi-Technik** stehen Ihnen geeignete Geräte zur Verfügung, die höchste Ansprüche an eine **perfekte, saubere und naturgetreue Wiedergabe von Sprache und Musik** erfüllen. Ich verfüge über **beste Empfehlungen**. Verlangen Sie bitte eine **Referenzliste** oder eine **unverbindliche Beratung**.

A. BIESE

Obere Dattenbergstrasse 9 6000 Luzern Telefon 041 - 41 72 72

Katholische Kirchenpflege, 5605 Dottikon

In der Gemeinde Dottikon wird im Frühling 1976 die Bezirksschule eröffnet. Wir suchen einen

Katecheten

der bereit ist, vier bis sechs Unterrichtsstunden an der Bezirksschule zu erteilen.

Ferner besteht die Möglichkeit, vorbehaltlich der Genehmigung durch die Kirchengemeinde, weitere vier bis sechs Unterrichtsstunden an der Volks- und Sekundarschule Dottikon zu übernehmen.

Auskunft und Anmeldung: Dr. P. Brunner, im Fildi, 5605 Dottikon, Telefon 057 - 4 12 34.

Besoldung: Gemäss Lehrerbesehdungsdekret des Kantons Aargau.



Otto Zweifel 6000 Luzern Goldschmied

Adligenswilerstrasse 12
(hinter der Hofkirche)
Telefon 041 - 23 32 94

1975 — 40 Jahre kirchliche Geräte

Kelche und Patenen in traditionellen Formen und in heutigen Konzeptionen an Lager

Stilgerechte Restaurationen

Reparaturen und Neuvergolden

Gegebene Aufgaben werden sorgfältig bearbeitet und sorgfältig ausgeführt

Ideen für Morgen

Die gute Adresse für gute Arbeit!

Zu verkaufen auf 1. Januar 1976 neuwertige

BIGLA-Sichtkarteikästen mit 2 Untertischen

(5 einzelne Kästen à 12 Schubladen). Die von uns verwendeten Karteikarten (Restbestand) können mitgeliefert werden. Kästen können auch einzeln abgegeben werden.

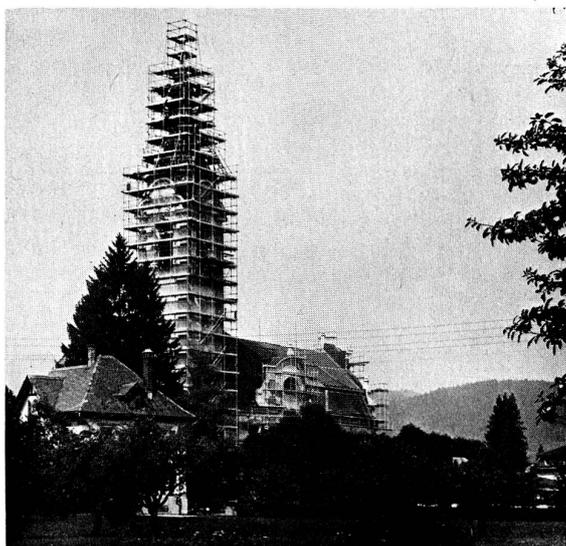
Röm.-kath. Kirchengemeinde, Binningen—Bottmingen

Jüngerer, kaufmännischer Angestellter sucht Stelle als

Pfarreisekretär oder kaufmännischer Mitarbeiter im Missionshaus

in Luzern oder übriger Zentralschweiz. Gerne erwarte ich Ihre Offerte unter Chiffre 9154 Lz an Orell Füssli Werbe AG, Postfach, 6000 Luzern.

Pfarrkirche Ennetbürgen, Renovationsgerüst an Schiff und Turm (60 m hoch)



Wir empfehlen sauber und prompt ausgeführte Gerüstungen (auch in Zusammenarbeit mit ortsansässigen Unternehmern).

w. wiederkehr ag

6033 Buchrain bei Luzern

041-36 64 60